



ZWEI JAHRE blieben dem berühmten protestantischen Theologen *Karl Barth* nach seinem sorgfältig vorbereiteten Besuch in Rom («ad limina Apostolorum») noch zu leben. Nur wenige bekamen zu wissen, daß er die damals geknüpften Beziehungen bis unmittelbar vor seinem Tod weitergepflegt hat. Jetzt gibt der soeben im Theologischen Verlag Zürich erschienene Band seiner *Briefe 1961-1968* davon ein überraschendes Zeugnis.

Nicht als ob die Briefe nach Rom die typischsten für Barths Korrespondenz wären: von sich selber gibt er ihm nächststehenden Adressaten natürlich mehr her, und aus der Fülle interessanter Zeitgenossen, die da von ihm angeschrieben werden – man lasse sich keinesfalls die Briefe an Hromadka in Prag entgehen! –, werden auch unter den Katholiken Kollegen wie die Schweizer Löhner und Küng und wie der bereits entfernte Rahner mit sehr viel mehr Pfeffer und Salz und allervergnüglichsstem Humor bedacht als Paul VI.

Aber es scheint uns doch sehr bedeutsam, daß Barth am Ende seines Lebens einen direkten und freimütigen *Dialog mit dem Papst*, und zwar über eine *Grundfrage der Theologie* geführt hat. Der Brief, den wir hier abdrucken, handelt zunächst ausführlicher von den Geschenken und Zeichen der Verbundenheit, mit denen der Papst den Basler Theologen bedachte. Das Thema aber, das eine Antwort aus dem Vatikan provoziert und dem dann noch eine letzte Replik Barths gilt, ist von der Diskussion um die Enzyklika «*Humanae vitae*» veranlaßt. Es lautet: «Naturgesetz», Gewissen und Offenbarung.

Karl Barth an Paul VI.

Basel, den 28. 9. 1968

Heiliger Vater!

Sie haben mich am 30. Juli d. J. durch die Vermittlung Ihres Herrn Staatssekretärs und des Herrn Nuntius in Bern aufs neue erfreut und ausgezeichnet durch zwei ebenso wertvolle wie bedeutungsvolle Geschenke: den Paulus-Band mit Text und Kommentar des Römerbriefes und das Faksimile des Papyrus Bodmer. Sie gestatten mir, daß ich Ihnen für diese beiden wirklich interessanten Gaben meinen tief empfundenen Dank ausspreche.

Eure Heiligkeit erinnern sich vielleicht, daß ich mir in meinem Brief vom 16. März d. J. erlaubt habe, Ihnen die Anregung zu unterbreiten, es möchte doch zu dem Jubiläumsjahr 1967 vom Vatikan aus außer dem Petrus-Buch auch ein Paulus-Buch veröffentlicht werden – und noch genauer: es könnte vielleicht in Analogie zu der Wiedergabe der beiden Petrusbriefe im ersten Buch für das zweite der für die Geschichte der ganzen Kirche so wichtig gewordene Brief des Apostels an die Römer ins Auge gefaßt werden. Eure Heiligkeit werden sich meine freudige Überraschung vorstellen können, als ich wahrnahm, daß eben das nun tatsächlich geschehen ist. Sie war um so freudiger, als ich ja angesichts der kurzen Zeit zwischen meinem Brief und dem Erscheinen dieses Buches unmöglich annehmen konnte, daß da meine bescheidene Anregung wirksam geworden sein möchte. Ich konnte vielmehr nur konstatieren, daß sich auch in diesem speziellen Fall die Gedanken in Rom und in Basel – wenn ich diese beiden Orte für einen Augenblick in einem Atemzug nennen darf – zufällig oder nicht zufällig faktisch in derselben Richtung bewegt haben. Darüber freue ich mich und weiß mich mit Ihnen, Heiliger Vater, eins in der Hoffnung, daß dasselbe sich wie bisher, so auch in der Zukunft auch in noch wichtigeren Angelegenheiten, zwischen Rom und – Genf ereignen möchte.

(Beiläufig möchte ich übrigens erwähnen dürfen, daß mich doch auch die bildhafte Ausstattung des zweiten Buches mit unvergleichlich viel größerem Wohlgefallen erfüllt hat als die des ersten. Großer Michelangelo!)

Inzwischen hat sich ja in der Welt und in der Kirche ungemein viel ereignet, was die ganze Christenheit vor immer neue Sorgen, Fragen und Aufträge stellt. Kyrie eleison! Glauben Sie es mir, Heiliger Vater, daß ich, indem ich alles von meinem schmal gewordenen Ort aus mitüberdachte, nicht zuletzt auch an die «Schlüsselgewalt» gedacht habe, von deren Übertragung an seine Gemeinde und an Petrus unser Herr geredet hat. Mir ist ja von der nun schon zwei

Zeitgeschichte

Karl Barths Korrespondenz mit dem Papst: Die Folgen seines Rombesuches vom Jahre 1966 – Persönliche Beziehungen – In der Diskussion um die Enzyklika «*Humanae vitae*» spürt Barth eine Grundfrage der Theologie auf – Natur/Gewissen/Offenbarung – Antwort aus dem Vatikan – Zwölf Tage vor seinem Tod erklärt sich Barth «worin wir einig sind» und «worin wir einig werden sollten».

Polen

Science-fiction von Stanislaw Lem: Der Autor von «*Die Astronauten*» (1951) kritisiert heute die wissenschaftlich-phantastische Literatur – Er trug selber zur Blüte der Science-Fiction in der Sowjetunion bei – Aber «*Memoiren, in der Badewanne gefunden*» (1961, jetzt auch deutsch) durften in der UdSSR nicht erscheinen – Unliebsame Wahrheiten «phantastisch» verpackt – Das «Gebäude» und das «Antigebäude» der bürokratischen Maschinerie – Der Aberwitz einer blinden, allgegenwärtigen Vollkommenheit.

Robert Holz

Amtsverständnis

«Sein Martyrium ist seine Ordination»: Muß das Amtsverständnis die katholisch-evangelische Abendmahlsgemeinschaft hindern? Zur Einzelfrage der Amtsübertragung – Ein Blick in die älteste Kirchenordnung – Hippolyt, «Märtyrer und Schismatiker» – Seine «Apostolische Tradition» – Zwei Texte über Martyrium/Bekenntnis als Ersatz für Handauflegung und Geistanrufung – Charismatisches Notrecht der alten Kirche – Ein Hinweis für heutige Möglichkeiten.

Helmut Fox, Trier

Afrika

Warum ich Diudonné geheilt habe: Exklusivbericht aus Kamerun – Ein (vielleicht verhexter?) Junge fordert den Priester heraus – Welche Vollmacht kommt ihm zu? – Magische Vorstellungen in «rechtgläubiger» Theologie – Dem Priester geht es um echte Heilung – Versuche beim Heiler in der Stadt und im Dorf – Der Psychiater und die «Mißerfolgs-Neurose» – Vater und Sohn – Die abgeschminkte Madame Mylla – Um zu genesen, braucht man ein «Modell» – Ein Heilungsritus katholisch-afrikanisch – Warum will Diudonné konvertieren? – Gottvertrauen und Eigentätigkeit in ignatianischer Spannung.

Eric de Rosny, Douala/Abidjan

Buchbesprechung

Gustav Gundlach und die Entwicklung der katholischen Soziallehre.

Jakob David

Jahre zurückliegenden Begegnung mit Ihnen her eindrücklich geblieben, wie ernstlich bekümmert Eure Heiligkeit von der Ihnen in dieser Sache im besonderen auferlegten Last gesprochen haben. Seien Sie des teilnehmenden Gedenkens gewiß, mit dem ich, indem ich die römisch-katholischen Angelegenheiten mit immer noch wachsender Aufmerksamkeit verfolge, der Wege Ihres besonderen Petrus-Dienstes fort und fort gedenke: immer in der Zuversicht, es möchte Ihnen geschenkt sein und immer wieder geschenkt bleiben, diesen Dienst, so groß seine Last auch sein und noch werden mag, in *Freudigkeit* zu erfüllen.

Was im besonderen die Enzyklika *Humanae vitae* betrifft, deren Sinn und deren Aufnahme ich besonders anhand von zahlreichen Äußerungen römisch-katholischer Herkunft zu studieren habe, so möchte ich zu ihrem materiellen Gehalt hier nicht Stellung nehmen. Dazu wäre mein katholischer Arzt und Freund Dr. Briellmann, der ja vor zwei Jahren sehr beteiligt auch von der Partie war, besser in der Lage. Auch das bei Anlaß der Enzyklika so brennend gewordene Problem der kirchlichen Autorität ist wohl, so gewiß es auch uns andere angeht, eine Sache, die zunächst innerhalb der katholischen Kirche (im engeren Sinn des Wortes) diskutiert und so oder so bereinigt werden muß. Der mich in dieser Diskussion bewegende Punkt ist das fundamentaltheologische Problem des in der Enzyklika so folgeschwer angerufenen «Naturgesetzes» – vielmehr: dessen Würdigung als eine Art zweiter Offenbarungsquelle – und auf der Seite der Kritiker Ihres Textes das des in entsprechender Funktion geltend gemachten «Gewissens» der einzelnen Menschen und Christen. Es ist mir auf dem langen Weg meiner Beschäftigung mit der Theologie unmöglich geworden, in dieser Sache mit Thomas von Aquino zu gehen, auf dessen Weg sich ja mit Ihrer Heiligkeit selbst die Freunde und die Kritiker der Enzyklika – und übrigens auch nur zu viele nicht-römische Katholiken – bewegen. Ich meinerseits kann die Enzyklika aber in dieser Hinsicht auch nicht mit der schönen Konstitution *Dei Verbum* des letzten Konzils zusammenbringen, in welcher ich weder vom «Naturgesetz» noch vom «Gewissen» als von Offenbarungsquellen geredet finde. Meines hohen Respektes vor der wohl als heroisch zu bezeichnenden Einsamkeit, in der Sie, Heiliger Vater, sich mit Ihren nächsten Ratgebern jetzt zunächst befinden, dürfen Sie trotz dieser ersten Differenz, die ich Ihnen nicht verschweigen wollte, gewiß sein.

Noch bleibt mir übrig, mich auch diesmal wegen der langen Frist zu entschuldigen, die ich brauchte, um jetzt auf

Ihre gewichtigen Geschenke zu reagieren. Sie rührt davon her, daß ich aufs neue krank wurde und mich sogar einer ziemlich ernsten weiteren Operation unterziehen mußte. Daß diese gelingen durfte, fasse ich (mit den ihr noch folgenden gelinden Beschwerden zusammen) als einen Wink auf, mich weiterer großer Worte, wie ich sie ja in meinem Leben in nicht geringer Zahl zu reden versuchte, nunmehr zu enthalten, sondern mir daran genügen zu lassen, da und dort noch mit ein paar kleineren Wörtlein dabei zu sein. Als ein solches kleines Wörtlein bitte ich Sie, Heiliger Vater, auch diesen Brief verstehen zu wollen. Wie gern wäre ich gerade in den vergangenen Wochen mit meinem Doktor und mit meiner Frau – der es relativ gut geht und die sich Ihnen ehrerbietig empfiehlt – ein zweites Mal nach Rom gekommen, um dort gerade mit Ihnen, Heiliger Vater, einige vertrauliche und besinnliche Gedanken auszutauschen! In aufrichtiger Zuwendung und Ergebenheit
Ihr Karl Barth

Antwort aus Rom

Die *Antwort* auf diesen Brief wurde im Vatikan am 11. November ausgefertigt. Im erwähnten Briefband beschließt sie den *Anhang*, der vorgängig noch einen Brief aufführt, in welchem der Papst in deutscher Sprache Karl Barth für seine Wünsche zum 70. Geburtstag dankt. Jetzt ist es Kardinal Staatssekretär *Cicognani*, der die *Antwort* unterschreibt. Sie ist französisch verfaßt und kommt ziemlich rasch zum «Thema», das nun nicht mehr im Briefstil, sondern wie eine lehramtliche Erklärung behandelt wird. «Ganz klar» heißt es da, daß das «Naturgesetz» so wenig wie das «Gewissen» im eigentlichen Sinn zu den «Quellen der Offenbarung» gehöre und Barth habe ganz zu Recht auf das Konzilsdokument (*Dei Verbum*) verwiesen. Aber Gott der Erlöser sei auch der Gott, der den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen habe, und trotz der Sünde entdeckte der Mensch «im Innern seines Gewissens ein Gesetz, das er sich nicht selbst gibt, sondern dem er gehorchen muß» (*Pastoralkonstitution Gaudium et Spes* Nr. 16). Dieser Weg zum Finden des Willens Gottes sei – obwohl manchmal verdunkelt und abseitig – doch nicht radikal irreführend: nach ihm würden ja jene, die Gottes Absicht nicht anders kennen, gerichtet (Röm 1, 20, 32; 2, 7). Auch für die Christen hebe die Offenbarung das – ebenfalls göttliche (*également divine*) – Naturgesetz nicht auf, erleuchte und ergänze es vielmehr, mache dank dem Hl. Geist seine Beobachtung möglich und ordne es vor allem auf die übernatürliche Berufung zur Gotteskindschaft hin, in der allein das Heil bestehe. Aufgrund dieser Hinordnung zum Heil könnten auch die Vorschriften des Naturgesetzes bzw. die «mit dem Heil notwendig verknüpften natürlichen Wahrheiten» manchmal Gegenstand des kirchlichen Lehramts sein.

Schlußwort aus Basel

Barth hat nicht mehr viel Zeit. Am 28. November, zwölf Tage vor seinem Tod, schreibt er seine Antwort an den Kardinal Staatssekretär. Sogleich ist er beim Thema: «Es geht ja um

nicht weniger als um die formale und sachliche Grundfrage alles christlichen, kirchlichen und theologischen Denkens und Redens, über die in den Kirchen aller Konfessionen, Länder und Jahrhunderte nachgedacht und diskutiert worden ist und die sie sicher bis zum Ende aller Zeiten wieder und wieder beschäftigen wird.» Barth will in kürzester Form «präzisieren, wo ich mich in der Beantwortung jener Grundfrage befinde»:

1. Wir (der Heilige Vater und als dessen Sprecher Sie auf der einen und meine Wenigkeit auf der anderen Seite) sind einig darin, daß Gottes Offenbarung, die die christliche Kirche zu bezeugen hat, im eigentlichen Sinn (au sens propre) des Begriffs einzig und allein in der Heiligen Schrift, natürlich in Respektierung von deren bisheriger Tradition, zu vernehmen ist.
2. Wir sind auch darin einig, daß diese Bezeugung die Aufgabe des ganzen Volkes Gottes und in dessen Mitte besonders die des kirchlichen Lehramts und der Theologie ist.
3. Wir sind auch darin einig, daß diese Bezeugung, indem sie bestimmten Menschen übertragen ist, in dem durch Gott den Schöpfer bestimmten und begrenzten Raum der Natur und des Gewissens stattfindet.
4. Wir sind endlich auch darin einig, daß «Natur» und «Gewissen» die Form dieser Bezeugung zu allen Zeiten und an allen Orten mitbestimmen.
5. Sollten wir uns nicht auch darüber einig sein, daß zwischen der Offenbarung Gottes einerseits, Natur und Gewissen, die ihre Bezeugung durch die Kirche im Raum der Schöpfung Gottes mitbestimmen, andererseits nicht notwendig ein Gegensatz, wohl aber ein grundsätzlicher Unterschied besteht?

6. Sollten wir uns nicht auch über das Wesen dieses Unterschiedes einig werden können? Gottes Offenbarung ist Gottes eigenes, persönliches, in der Epiphanie seines Sohnes laut, klar und bestimmt von ihm gesprochenes Wort, das als solches keiner Erhebung bedarf – während Natur und Gewissen «ohne Sprache, ohne Worte, mit unhörbarer Stimme» (Ps 19, 4) mitreden, der Erhebung durch Gottes freie Gnade zum Mittel der Bezeugung des Wortes Gottes schlechterdings bedürftig sind. «In Jesus Christus war... nicht Ja und Nein,... sondern das Ja durch ihn auch das Amen» (2. Kor 1, 19f.). Das kann man weder von der Natur noch vom Gewissen sagen. In ihnen als solchen ist Ja und Nein und kein Amen. Ob wir uns nicht darüber einigen könnten?

7. Die kritische Frage, in welcher ich über den wirklichen (Frage 1–4) und möglichen (Frage 5–6) Konsensus hinaus noch keinen Konsensus sehe: Inwiefern kann und darf, wie es in der Enzyklika und auf Seiten ihrer Gegner, wie es aber auch in Ihrem Brief geschieht, die «Natur» und das «Gewissen» der Offenbarung als «également divine» zur Seite gestellt werden: das zeitliche Mittel dem ewigen Gegenstand der christlichen Erkenntnis und so des christlichen Zeugnisses? Wo geschieht solche Äquation in der Heiligen Schrift? Wo wird sie in der Heiligen Schrift der Kirche erlaubt oder gar vorgeschrieben?

Darf ich Sie, Eminenz, bitten, diese sieben Punkte mit mir weiter zu überlegen und sie bei Gelegenheit auch Ihrem hohen Auftraggeber vorzulegen?

(Nur zögernd macht Barth im Schlußteil des Briefes einen Vorschlag, wie die Enzyklika mit einer «festen» und einer «beweglichen» Seite als Mahnung hätte ausfallen können).

Polnische «Science-fiction»

Die wissenschaftlich-phantastische Literatur, die bei uns unter dem englischen Begriff «Science-fiction» bekannt ist, hat in den vergangenen Jahren ein immer größeres Ausmaß angenommen und erfreut sich auch im Osten zunehmender Beliebtheit. Das Wiederaufleben dieses literarischen Genres unter völlig neuen Aspekten – anstelle der Verherrlichung künftiger technischer Möglichkeiten treten mehr und mehr apokalyptische Vorstellungen von der Entmenschlichung in den Vordergrund – gehört unzweifelhaft zu den Phänomenen unserer neuesten Zeit und sprengt damit den Rahmen bloßer Unterhaltungsliteratur.

Amüsement oder Denkexperiment?

«Es ist unmöglich, etwas als Phantasie oder als Phantastisches zu bezeichnen, das abgedroschen, banal und nachgeahmt ist. Die Quellen einer solchen üblen Lage in jener Literatur, welche man «Science-fiction» nennt, sind natürlich bekannt. Es sind in der Hauptsache außerliterarische Ursachen: die Kommerzialisierung des Marktes, die Umwandlung der Bücher zu einer Ware sowie die Einstellung zur wissenschaftlich-phantastischen Literatur als einer zweit- oder sogar drittrangigen und trivialen, welche kein Nachdenken erfordert. Als Folge davon kamen solche Auswahlkriterien bei Buchautoren und Verlegern auf, daß gewöhnlich Bücher, welche über ein höheres Maß an intellektueller Qualität verfügen, nur noch wie durch ein Wunder auf den Lesermarkt sickern, insofern dieser mit Abfallprodukten angefüllt ist, welche zum einzigen Ziel geschaffen wurden, die Zeit totzuschlagen.»¹

Derjenige, der sich solcherart unlängst in einem Interview äußerte, ist selber ein (nicht nur in seiner Heimat Polen anerkannter) «Science-fiction»-Autor, nämlich *Stanislaw Lem*. Und seine Kritik an der wissenschaftlich-phantastischen Literatur, die vor allem die westliche Produktion visiert, ergibt sich nicht aus einer ideologischen (sprich kommunistischen) Position, sondern aus seinem Verständnis von «Science-fiction» als solcher.

Stanislaw Lem versteht unter wissenschaftlich-phantastischer Literatur nicht nur eine Art von geistigem Sandkastenspiel zur Freizeitbewältigung. Dieses literarische Genus ist nach seiner Ansicht vielmehr dazu prädestiniert, «ein Schießplatz für Denkexperimente» zu sein, und zwar in dem seriösen Sinne, wie Naturwissenschaftler schon längst Grenzsituationen mit Hilfe von Denkexperimenten zu bewältigen suchen. Ebenso sollte die «Science-fiction»-Literatur die Zukunft voraussehen, indem sie eine bestimmte Möglichkeit, die sich aus der gegenwärtigen Lage ergibt, herausgreift und als Hypothese einmal gedanklich voll durchspielt. Deshalb muß echte «Science-fiction»-Literatur nach Lem auch stets realistisch in dem Sinne sein, als die Probleme, mit denen sich solche Literatur befaßt, real sein müssen.

Und es ist auch kein Zufall, wenn ausgerechnet Lem zu einer solchen Vorstellung von «Science-fiction» kommt. Diese ergibt sich nämlich schon aus der Tatsache, daß Lem seine wissenschaftliche Karriere mit der des Schriftstellers verband. Am 12. September 1921 im damals noch polnischen Lwów (Lemberg) als Sohn einer Arztfamilie geboren, wandte auch er sich dem Medizinstudium zu, das er – nachdem er im Zweiten Weltkrieg in der Untergrundbewegung tätig gewesen war – an der Universität Krakau abschloß. In der Folge beschäftigte er sich am Lehrstuhl für Psychologie mit der Geschichte der Wissenschaft und mit Wissenschaftstheorie. 1957 veröffentlichte er eine Studie über die philosophischen

Probleme der Kybernetik, welcher 1964 eine Arbeit über die philosophischen Aspekte der Futurologie folgte.

Schon im Jahre 1946 hatte Lem auch angefangen, sich als Schriftsteller zu betätigen. Und mit seinem «Science-fiction»-Roman «Die Astronauten», den er 1951 veröffentlichte, wandte sich Lem jener Thematik zu, welcher er künftig treu blieb: einer literarischen Darstellung der Zukunftsprognostik und der Bewältigung ihrer Problematik, wobei er Fragenkomplexe aus dem Bereich seiner wissenschaftlichen Studien erzählerisch einkleidete.

Indem er mögliche Modelle der Zukunftsbewältigung in Romanform gedanklich durchexerziert, versucht er bewußt, den Lesern Denkanstöße zur Zukunftsbewältigung zu vermitteln, denn seine Hypothesen zeigen, wohin falsche Weichenstellungen heutigen Denkens die Menschen künftig führen. Und in diesem Sinne muß Lem zu den Moralisten gezählt werden, denn es geht ihm in seinen Romanen stets um die moralische Verantwortung des Menschen für die Folgen seines Handelns. Immer wieder konfrontiert er seine Leser mit dem Problem, daß die Menschen Systeme und Maschinen zu konstruieren imstande sind, welche sich eines Tages verselbständigen und gegen ihre Erfinder wenden könnten. Der Autor umschrieb diese Thematik seines Schaffens sehr kurz und eindringlich mit den Worten: «...wenn ich an ein Wesen denke, das an einen Menschen erinnert und das ihm in Verstand und Gefühlen gleich ist, aber im vornherein durch seinen Konstrukteur zur Erfüllung einer bestimmten Aufgabe vorprogrammiert wurde, so stelle ich mir selber die Frage: vermag ein solches Wesen, indem es versteht, daß es für ein bestimmtes Ziel geschaffen wurde, sich aufzulehnen und sich dem zu widersetzen, wofür es vorausbestimmt war?»

Unliebsame Wahrheiten «phantastisch» verpackt

Erstaunlicherweise fand Lems Fragestellung nicht allein in Polen, sondern auch in der Sowjetunion trotz der offiziell proklamierten Wissenschaftsgläubigkeit entschiedenen Anklang. Seine Romane wurden mit wenigen Ausnahmen ins Russische übersetzt und in der UdSSR veröffentlicht. Er dürfte außerdem zu denjenigen polnischen Literaten gehören, welche in sowjetischen Presseorganen am meisten erwähnt und positiv gewürdigt werden. Und die Annahme ist kaum von der Hand zu weisen, daß er mit seinen Werken einen wesentlichen Beitrag zur neuen Blüte der «Science-fiction»-Literatur in der Sowjetunion geleistet hat. In den sechziger Jahren nahm dieses literarische Genre nämlich einen neuen Aufschwung, so daß um 1965 zwischen 100 bis 120 Werke wissenschaftlicher Phantastik publiziert wurden, eine Zahl, die inzwischen wieder auf rund 25 Bücher pro Jahr zurückgefallen ist.

Nachdem die «Science-fiction»-Literatur Ende der zwanziger Jahre nach einer Hochblüte, in der auch Jewgenij Zamjatin's Roman «Wir» («My») entstanden war, mit dem Beginn des «Sozialistischen Realismus» unterging, eröffnete ihre Wiederentdeckung den sowjetischen Schriftstellern einen neuen Freiheitsraum schöpferischer Tätigkeit, in welchem man Dinge sagen konnte, die in einem nicht als «phantastisch» deklarierten Rahmen wohl kaum möglich gewesen wären. Und es war ebenfalls gerade auch Stanislaw Lem gewesen, der diese Möglichkeiten, unliebsame Wahrheiten solcherart verpackt darzubieten, schon 1961 mit seinem Roman «Memoiren, in der Badewanne gefunden» demonstrierte. Allerdings konnte dieses «Paradebeispiel» in der UdSSR nicht erscheinen. Der Grund läßt sich vermuten. Die sowjetische Literaturzyklopädie beschränkte sich denn auch auf den kurzen Hinweis: «Memoiren, in der Badewanne gefunden» («Pamietnik, znaleziony w wannie», 1961), eine tragische Grotteske mit kompliziertem und raffiniertem psychologischem Ablauf, welche hart an die moderne philosophische Prosa grenzt, stellt in sich eine scharfe Abrechnung mit der Kriegshysterie sowie

¹ Vgl. «Fantastika dolżna predvidet' buduščee» in «Literaturnaja gazeta» Nr. 9/26. 2. 1975, S. 15

mit dem Schüren von Haß, Mißtrauen und Angst dar.»² Doch so einfach läßt sich der Inhalt eines so vielschichtigen Buches kaum zusammenfassen, dessen Sprache keineswegs leicht und in der letztes Jahr erschienenen deutschen Übersetzung³ schon beinahe ungenießbar ist.

Blinde, allgegenwärtige Vollkommenheit . . .

Lem beschreibt in seiner Erzählung die Geschichte eines Mannes, der in die bürokratische Maschinerie eines Gebäudes gerät, das sich als Spionagezentrale in einem ständigen Abwehrkampf mit einem (möglicherweise gar nicht existierenden) Antigebäude befindet. Und ausgestattet mit einer imaginären Mission beginnt der neue Agent seinen Leidensweg durch die Instanzen, wobei er bald einmal entdeckt, daß selbst seine unsinnigsten Handlungen in die Unsinnigkeit des ganzen Gebäudes miteinprogrammiert sind, das von Doppel-, Drei-, Vier-, Fünf-, ja sogar von Sechsfachagenten durchdrungen scheint oder ist und wo Verrat, Bespitzelung, Mord und Selbstmord zu einem System gehören, das gar keinen andern Zweck mehr hat, als sich selber zu perpetuieren.

Ein betrunkenen Wahrheitsirrer klärt den Agentenneuling schließlich auf:

«Da ist das Gebäude da, nicht wahr? Und da ist das Antigebäude. Beide von ehrwürdigem Alter. Jahrhunderte, ja!! Und alles ist – verstehst du – unterstellt. Das Gebäude, das ganze, setzt sich zusammen aus feindlichen Agenten, und das ganze Antigebäude – aus unseren Leuten!...

...Bedenke doch, obwohl sie sich auf allen Sitzen, veragenturiert, unterstellt haben, – auch *diese* tun so, als wären sie von uns, und die anderen – *jene* hat das Wesen der Sache ganz und gar nicht dadurch verändert!!!»

«Wie denn das?»

«Auf die Weise, daß das Gebäude sich mit den Sehnen seiner Struktur weiterhin wunderbar hält und steht! Und zwar aus dem Grund, weil die Unterordnungen ganze Jahrhunderte hindurch stattfanden, eine nach der andern, ist die Form vollständig erhalten geblieben! Unberührt sind die Ränge geblieben, die Beförderungen, die Prämien für Entlarvungen, funktionieren die Befehle, die Vorschriften, die Sicherheitsverfügungen über Geheimhaltung, und so wuchsen sie durch die Jahrhunderte, mit solchen Siegeln sind die Vorgänge des Amtierens verschärft, die Verfahren und die Unterschriften, derart ist die Erledigerei und die Büro-

² Vgl. «Kratkaja Literaturnaja Enciklopedija», Bd. IV, Moskau 1967, S. 108 f.

³ Stanislaw Lem «Memoiren, gefunden in der Badewanne» (übersetzt von Walter Tiel), Insel Verlag, Frankfurt/M. 1974

«SEIN MARTYRIUM IST SEINE ORDINATION»

Zur Amtsübertragung nach der Kirchenordnung des Hippolyt

«Vor allem fehlt ihnen das Weiheamt»: so überschrieben wir in Nr. 1 dieses Jahrgangs die *Klage* des Neuenburger Ekklesiologen und ökumenischen Pioniers *Jean-Jacques von Allmen* über die «Disqualifikation, mit der die Kirche Roms dem in der reformierten Kirche und den andern Kirchen der Reformation empfangenen, ausgeübten und weitergegebenen *Amt* die Legitimität abspricht». Der *Klage* war ein «Frageschema» (So mögen uns die Katholiken fragen) angefügt, das auf die Spur des Selbstverständnisses zumal der calvinischen Kirche von der Ordination ihrer «pasteurs» führen sollte. Leider hat von Allmen seine Aufforderung nicht an bestimmte Instanzen adressiert. So ist sie bis jetzt scheinbar ohne vernehmliches Echo geblieben, obwohl die von ihm angestrebte Erleichterung der *Abendmahlsgemeinschaft* bzw. der von Rom bisher nicht zugelassenen *gegenseitigen* «offenen Kommunion» und «eucharistischen Gastfreundschaft» bekanntlich unsere Synoden nicht nur eingehend «beschäftigt», sondern zum Teil sehr bewegt hat.

kraterei, daß die Loyalität des Gebäudes in seine Struktur selber, in sein Skelett übergegangen ist, und darum also funktionieren die Spionenehre und du, Vaterland, das ganze Gebälk, alle Kräfte, die Wachsamkeit – obwohl vollkommen ausgehöhlt, dennoch auch weiter!» (224 f.)

Das ganze «Gebäude», unter welchem Stanislaw Lem eine von Menschen erfundene Struktur und ein System versteht, hat ein Eigenleben entwickelt, das sich letztlich gegen die Erfinder richtet. Die Warnung ist unüberhörbar, wenn er den Priester Orfini, seines Zeichens ebenfalls Agent und Opfer, über das «Gebäude» sagen läßt:

«Das ist keine Weisheit – das ist nur blinde, allgegenwärtige Vollkommenheit, selbstwissend entstandene, sie ist nicht in den Menschen, obwohl aus den Menschen – aus der Zwischenmenschlichkeit gekommen. Hörst du? Das menschliche Böse ist kleinlich und gebrechlich, hier aber ist Größe entstanden... Berge von Schweiß! Ozeane von Urin! Donner von Agonien, millionenbrüstiges Röcheln! Kot von Jahrhunderten – ein Fels! Hier kannst du in Menschen ertrinken, kannst in ihrer Menge ersticken, kannst in der menschlichen Wüste spurlos verschwinden, Bruder! Schau – die Menschen, fortwährend ihren Tee rührend, werden dich, ohne es zu wollen, von Nichtigkeiten redend, in Stücke zerreißen, und sich in den Zähnen polkend, werden sie deine Leiche ein wenig hin und her stupsen und Tee aus ihr machen, wenn sie ein wenig gezogen hat... und du wirst zu einer haarlosen, ausgesessenen Puppe werden, zu einem Lappen, zu einer gelben Kinderassel und zu einem kleinen Misthäuflein, unter schmutzigen Tränen verlassen... So wirkt die selbstgebärende Vollkommenheit, nicht die Weisheit! Die Weisheit – das bist du, du selber, du allein – oder zu zweit! Du und jener andere, und die Brücke zwischen euch, die Blitze der Gerechtigkeit von Auge zu Auge...» (242 f.)

Nur im Tode gibt es ein Entrinnen

Der ganze Aberwitz des «Gebäudes» zeigt sich darin, daß zur Bewahrung der Wahrheit diese vernichtet werden muß. «Verrat ist notwendig, doch das Gebäude ist dazu da, damit er unmöglich sei, also muß man die Notwendigkeit unmöglich machen. Wie? Indem man die Wahrheit vernichtet. Der Verrat wird sinnlos und leer, wenn sich die Wahrheit in eine der Masken der Lüge verwandelt.» (243)

Hart, unmißverständlich, ja bis zum Überdruß wiederholt, demonstriert Lem auf 270 Seiten seines Buches, daß es aus einem solchen System kein Entrinnen mehr gibt, es sei denn durch den Tod. Es bleibt dem Leser überlassen, aus dieser als schauerliche Grotteske gefaßten Systemkritik herauszuspüren, auf welche Gefahren die Menschheit mit Totalitarismen jedwelcher Art (den Kommunismus nicht ausgeschlossen) hinsteuert.

Robert Hotz

Aus dem selben Anliegen heraus ist der folgende, uns aus Trier zugekommene Beitrag geschrieben. Der Verfasser, Dr. theol. *Helmut Fox*¹, der u. a. vom Glaubenszeugnis und christlichen Engagement in Taizé und von der Theologie Max Thurians² angetan ist, sucht in der *Praxis der ersten Jahrhunderte der Kirchengeschichte* einen Hinweis darauf, wie mindestens in einer *Teilfrage* für die «gegenseitige Anerkennung der kirchlichen Ämter» (vgl. Orientierung Nr. 13/14, S. 154–159), nämlich hinsichtlich der Form der *Amtsübertragung* die Blockierung auf katholischer Seite überwunden werden könnte. Um das Gewicht dieses Hinweises einschätzen zu können, dürften manchen

¹ Der Verfasser ist Dozent für Theologie und Religionspädagogik an der Kath. Fachhochschule für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Praktische Theologie in Mainz.

² Vgl. H. Fox, Die Theologie Max Thurians – Ein Beitrag zum ökumenischen Dialog, Trier 1971, und neuerdings: «Ökumene – Hoffnung oder Illusion? Eine katholische Bilanz, Trier 1974.

Lesern noch einige Informationen über den Ursprung der angeführten Texte, über ihren Verfasser und über den kirchengeschichtlichen Kontext dienlich sein.

Die älteste Kirchenordnung

Die unten zitierten und kommentierten Texte stammen aus der ältesten Kirchenordnung überhaupt, die auf uns gekommen ist. Sie ist vor allem durch ihre Regeln («Canones») für den Gottesdienst (inkl. Sakramente, Segensgebete, Kreuzzeichen usw.) berühmt geworden, und aus ihrem Hochgebet (Kanon des Hippolyt) sind Teile im jetzigen Hochgebet II verwertet worden.

Zu Beginn des 3. Jahrhunderts in Rom in griechischer Sprache verfaßt, hatte sie, wie die anderen Werke ihres Verfassers, im Verlauf der Latinisierung im Westen keine Chance mehr, abgeschrieben zu werden, und so ist der griechische Originaltext (bis auf einzelne Fragmente) verloren gegangen. Es gibt aber neben einer lateinischen vor allem mehrere orientalische Übersetzungen (koptisch/sahidisch, davon abgeleitet arabisch und äthiopisch), die von Alexandrien aus Verbreitung fanden. Da dort die Sammlung zuerst gefunden wurde, erhielt sie den (hinsichtlich ihrer weiten Verbreitung richtigen, hinsichtlich ihres Ursprungs irreführenden) Namen «Ägyptische Kirchenordnung», ohne daß zunächst nach ihrem Verfasser gefragt wurde. Dessen Name lebte vielmehr nur in den «Canones des Hippolyt» weiter, einer arabisch überlieferten alexandrinischen Überarbeitung, die man heute dem späten 4. Jahrhundert zuschreibt. Erst die beiden Gelehrten Schwartz (1910)- und Connely (1916) haben durch ihre unabhängig durchgeführten kritischen Textvergleiche in der «Ägyptischen Kirchenordnung» das ursprüngliche Werk, die «Apostolische Tradition» (Αποστολική παράδοσις) des Hippolyt, wiedergefunden.³

Wer ist Hippolyt?

Den Titel des Werkes kennt man vom Sockel einer römischen Statue, mit welcher die Kirche von Rom einen lehrenden Hippolyt ehrte, wie sie auch (seit dem Papst Damasus) in der Liste ihrer heiligen *Martyrer* am 13. August einen *Presbyter* Hippolyt verzeichnete. Noch heute wird sein Gedächtnis an diesem Datum begangen und zwar gemeinsam mit dem hl. Papst *Pontianus*. Die beiden hatte ein unter Kalixtus, dem Vorgänger des Pontianus, begonnenes *Schisma* getrennt, weil (der in der Bußpraxis strengere) Hippolyt von seinen Anhängern zum Gegenbischof gegen den milderen Kalixtus ausgerufen worden war. Vom Kaiser Maximinus Thrax wurden sowohl Hippolyt wie Pontianus nach Sardinien verbannt, wo beide ihren Entbehrungen erlagen. Man weiß nicht, ob sie sich vielleicht im Exil versöhnt haben, jedenfalls wurde das Schisma mit ihrem Tode beigelegt, beide wurden von der römischen Gemeinde als *Martyrer* verehrt und der eine bei den Bischöfen (in der Kalixtus-Katakombe), der andere als *Presbyter* beigelegt.

Martyrer oder Bekenner?

Während in späterer Zeit nur das bis zum Tode durchlittene Blutzugnis «Martyrium» genannt wurde, begegnen wir in Hippolyt und Pontianus solchen *Martyrern*, die zwar Strafen und Entbehrungen erlitten haben, aber nicht eines unmittelbar gewaltsamen Todes gestorben sind. Der unten zitierte Text aus der «Apostolischen Tradition» spricht von Bekenntnis (confessio, ομολογία) und von Bekennern (confessor, ομολογητής). In seinem Kommentar unterscheidet Fox Bekenntnis und Martyrium, je nachdem einer seinen Glauben nur (vor Gericht) bekannt oder dafür noch Strafen und Leiden erduldet (wenn auch überlebt) hat.

Bekenntnis und Ordination

Der Herausgeber der kritischen Ausgabe der Kirchenordnung des Hippolyt, *Bernard Botte*, bemerkt⁴, daß es keine anderen Spuren für eine

³ Die jüngste kritische Ausgabe kam 1963 in Deutschland, aber in französischer Sprache, aus der Feder des belgischen Benediktiners *Bernard Botte* heraus. Von ihm stammt auch die handliche, auf Grund seiner zwanzigjährigen Arbeiten neubearbeitete Ausgabe *La Tradition Apostolique* in den *Sources chrétiennes* (Nr. 11 bis, Paris 1968). Vgl. unten Anmerkung 7 und 8.

⁴ a. a. O. (Sources) S. 27

charismatische, durch das Bekenntnis/Martyrium verliehene Ordination in der Praxis der alten Kirche gebe. Deshalb hält er die unten gebotene Deutung für unwahrscheinlich, wonach das gerade von Hippolyt so stark betonte Pneuma, das bei der Ordination herabzuflehen war, von ihm als schon/auch im Bekenntnis/Martyrium gegeben betrachtet worden sei. Seine eigene rhetorisch-figürliche Deutung (zur «Abwehr» der Confessores sagte ihnen Hippolyt, sie hätten doch diesen «Rang» des Presbyterats gar nicht nötig) tut aber dem Text, vor allem dem Canon VI, Gewalt an. Jedenfalls hängt die Argumentation im folgenden Beitrag nicht davon ab, was Hippolyt selber allenfalls beabsichtigte. Wenn sein «Originaltext» weniger deutlich spricht, dieser aber später in Alexandrien in mehr charismatischem Sinne verstanden und gehandhabt wurde, genügt das für die Annahme eines *charismatischen Notrechts* (so G. Kretschmar im RRG) in der alten Kirche, wie es Hippolyt selber voraussetzen (und allenfalls eingrenzen zu wollen) scheint.

Die Brücke zum Heute

Der geschichtliche Kontext von Bekenntnis/Martyrium und Hippolyts eigenes Schicksal als «Martyrer und Schismatiker» (so nannte ihn Papst Damasus) sollten beim Suchen nach einer Analogie für die heutigen *ökumenischen* Probleme vielleicht nicht zu rasch vergessen werden. Das Erlebnis eines gemeinsamen christlichen Zeugnisses und Engagements vor totalitären Staatsgewalten ist mindestens in Mitteleuropa während der Nazizeit zu einem entscheidenden Hebel der ökumenischen Bewegung geworden. Der Vorschlag, in das *gottesdienstliche Gedächtnis* auch namentlich *Martyrer der anderen Konfessionen* einzubeziehen⁵, könnte helfen, das Ereignis des gemeinsamen Zeugnisses wachzuhalten. Von da ist nur ein kleiner Schritt, sich das Modell einer legitimen Interkommunion in einem über Kerker und Konzentrationslager hinausgehenden «Notrecht» vorzustellen ...

L. K.

DIE OFFIZIELLE LEHRE der römisch-katholischen Kirche über das Amt besteht ohne Zweifel darin, daß zur gültigen Weitergabe des Priesteramtes der gültig geweihte Bischof erforderlich ist und daß nur ein so ordinierter Priester als Vorsteher das Abendmahl des Herrn feiern kann. Hier tauchen nun einige schwerwiegende Fragen auf.

Die festgelegte Form der Ordination mag der normale und *ordentliche* Weg der Amtsübertragung sein, der ohne Not nicht verlassen werden darf. Gibt es jedoch darüber hinaus nicht *außergewöhnliche* Situationen der Kirche, in denen das Insistieren auf die normale kirchliche Gestalt der Ordination anachronistisch wäre und von keinem Normalchristen mehr verstanden würde? Gibt es also neben dem normalen ordentlichen Weg zum priesterlichen Amt in außergewöhnlichen Verhältnissen nicht auch einen außerordentlichen?

Diese Fragen werden wir in diesem Beitrag nicht schon «lösen» können. Vielleicht kann aber der Rückblick in eine außergewöhnliche *Praxis der alten Kirche* dazu beitragen, daß die Bereitschaft zu einer Lösung erleichtert wird.

Canon VI der Canones des Hippolyt

Die Canones des Hippolyt bieten in Canon VI § 43–47 – es ist wohl der bedeutsamste der ganzen Kirchenordnung – eine Bestimmung, durch die den *Martyrern* – es sind diejenigen gemeint, die um Christi willen Qualen erduldet hatten – nicht durch *bischöfliche* Ordination, sondern allein auf Grund

⁵ Dieser Vorschlag wurde namentlich für die vier Geistlichen gemacht, die im November 1943 in Lübeck hingerichtet wurden und von denen einer protestantisch und drei katholisch waren. Der Vorschlag samt ausführlicher theologischer Begründung findet sich im Nachwort zum Buch von Else Pelke, *Der Lübecker Christenprozeß 1943*, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1961. Das Nachwort schrieb Stephan Pfürner, der als junger Mann im gleichen Prozeß vor dem Volksgerichtshof stand, aber mit einer Gefängnisstrafe davonkam.

ihres Martyriums das Presbyterat zugesprochen wird. Der bedeutsame Text lautet in deutscher Übersetzung:⁶

«43. Wenn jemand würdig ist, wegen seines Glaubens vor dem Richterstuhl zu stehen und um Christi willen Strafe zu erdulden, darauf aber begnadigt und freigelassen wird, so verdient ein solcher vor Gott den priesterlichen Grad, und zwar nicht auf Grund einer vom Bischof erteilten Ordination. Sein Bekenntnis ist vielmehr seine Ordination.

44. Nur wenn er Bischof wird, soll er ordiniert werden. 45. Wenn jemand ein Bekenntnis ablegt, durch Folter aber nicht verletzt wurde, ist er würdig für das Priesteramt; er soll durch den Bischof ordiniert werden. 46. Wenn er irgendjemandes Sklave war und um Christi willen Qualen erlitten hat, so ist er gleichfalls Presbyter der Herde. 47. Denn obgleich er die Form des Presbyterats nicht erhalten hat, so hat er doch den Geist des Presbyterats erlangt. Der Bischof soll darum jenen Teil des Ordinationsgebetes auslassen, in dem der Heilige Geist auf ihn herabgerufen wird.»

Es fällt auf, daß zwei Unterscheidungen getroffen werden, die sich gegenseitig durchkreuzen: 1. solche, die durch ihr Bekenntnis Strafen erduldet haben; 2. solche, die zwar vor Gericht standen, aber nicht bestraft wurden; und andererseits a) freie Männer, b) Sklaven.

Diese 4 Gruppen unterscheiden sich in ihren Ansprüchen auf das priesterliche Amt:

1a freie Männer, die ein Martyrium erduldet haben; sie sind ipso facto Presbyter.

2a freie Männer, die zwar vor Gericht standen, aber ohne Bestrafung davonkamen; sie haben Anspruch auf das Presbyterat; sie werden aber rite ordiniert.

1b Sklaven-Martyrer; sie werden ordiniert, bei der Ordination wird jedoch der Teil des Ordinationsgebetes ausgelassen, in dem der Hl. Geist auf den Ordinandenden herabgerufen wird.

2b Sklaven, die nicht gelitten haben. Sie werden zwar nicht eigens erwähnt, es ist aber deutlich, daß sie nicht Presbyter werden sollen.

Der Sklave kann also nur durch das Martyrium Priester werden, weil die gesetzliche Freiheit des Mannes für die reguläre Ordination unerlässlich war. Wichtig und interessant ist die Erkenntnis: Das Martyrium, d.h. das Leiden für Christus, kommt der Ordination durch den Bischof gleich. Die Passion um Christi willen verleiht das presbyteriale Pneuma, vor allem zur Ausübung des Kultes.

Ob die Canones, die den Namen des um 235/236 in der sardinischen Verbannung gestorbenen und in Rom beigesetzten gelehrten Presbyters Hippolyt tragen, um 500 oder bereits, wie von einigen Forschern behauptet wird, um 350 entstanden sind, ist für uns ohne Belang. Auf jeden Fall sind sie eine *Bearbeitung der Ägyptischen Kirchenordnung*, eines echten Werkes des Hippolyt. Es dürfte deshalb nicht uninteressant sein, auch einen Blick in die einschlägige Stelle dieser Kirchenordnung zu werfen.

Canon 34 der Ägyptischen Kirchenordnung

Die «Ägyptische Kirchenordnung», die mit der «Apostolischen Tradition» des Hippolyt identisch ist und uns wichtige Aufschlüsse über das kirchliche Gemeindeleben in Rom zu Anfang des 3. Jahrhunderts bietet, lautet an der für unser Problem bedeutsamen Stelle:

Canon 34:

«Dem Bekenner aber, wenn er um des Namens des Herrn willen in Banden gewesen ist, soll nicht die Hand aufgelegt werden für das Diakonat oder das Priesteramt. Denn er besitzt die Würde des

⁶ Der lateinische Text findet sich bei H. Achelis, *Die Canones Hippolyti*, in: *Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristl. Literatur*, hrsg. von Oscar von Gebhardt und Adolf von Harnack, Bd. VI, Leipzig 1891, 67–69.

⁷ Siehe ebd. 67–69. Siehe auch Dom Bernard Botte OSB, *La Tradition apostolique de Saint Hippolyte*, in: *Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen*, Heft 39, Münster 1963, 28–29.

Presbyterates durch sein Bekenntnis. Wenn er aber zum Bischof eingesetzt werden soll, so soll ihm die Hand aufgelegt werden. Wenn er aber ein Bekenner ist, ohne daß sie ihn vor eine Behörde führten oder ihn in Ketten legten oder ihn ins Gefängnis sperrten oder ihn zu irgendeiner Buße verurteilten, sondern ihn bei Gelegenheit nur um des Namens unseres Herrn willen schmähten und ihn mit einer häuslichen Strafe belegten, wenn er aber doch den Glauben bekant hat, dann soll der ganze Klerus würdig sein, ihm die Hand aufzulegen...»⁸

Auch hier wird, wenn auch nicht in gleicher Klarheit, deutlich: Das Leiden für Christus verleiht den priesterlichen Grad. Der Martyrer hat also die Ordination durch den Bischof nicht nötig, während der Bekenner der Handauflegung durch Bischof und Presbyterium bedarf.

Beurteilung im geschichtlichen Kontext

Wenn nach den dargelegten Bestimmungen der Kirchenordnung jeder Märtyrer als solcher auch Presbyter ist, dann zeigt das wohl, daß sie nur erlassen werden konnten, als die Martyrien eine Seltenheit waren. Sie waren sicher nicht für ausgesprochene Verfolgungszeiten geschaffen. Trotzdem sind sie von höchster Bedeutung. Eine Gruppe von Menschen – Märtyrer – steht sozusagen als Aristokratie den geordneten Institutionen der Kirche gegenüber und sucht sich kraft ihrer populären Autorität in den Gemeinden Geltung zu verschaffen. Die Kirchenordnung aber versucht mit ihren Bestimmungen dieser Entwicklung gerecht zu werden und diese Gruppe in den Wirkungskreis der amtlichen Organe zu ziehen.

Was gibt das für die Ökumene her?

Die bisherigen Darlegungen haben gezeigt, daß es rechtmäßige Priester in der Kirche gab, die nicht auf dem ordentlichen Weg (Handauflegung und Gebet des Bischofs) in ihr priesterliches Amt eingesetzt wurden. Die Praxis der alten Kirche, Märtyrer ipso facto als Presbyter anzuerkennen, kann doch nicht leicht als Mißbrauch hingestellt, sondern muß aus der Situation der Martyrerkirche gesehen und gewertet werden. Es gab also in einer außergewöhnlichen kirchlichen Epoche einen außerordentlichen Weg, das Presbyterat zu erlangen. Das Verfassungsmodell der Kirche, wonach die Ordination durch den Bischof Voraussetzung für ein gültiges Priesteramt ist, findet eine Korrektur oder besser eine notwendige Modifizierung und Ergänzung dadurch, daß dem Charismatischen mehr Raum gegeben und Rechnung getragen wird. Muß das mit der alten Kirche zu Ende sein?

Muß nicht gerade im Blick auf die Ökumene und die getrennten Kirchen von uns gefragt werden, inwieweit es möglich ist, Verfassungsmodifizierungen, ja verschiedene Verfassungskonzeptionen, in einem gewissen Rahmen auch heute wieder zuzulassen und zu praktizieren? Was spricht dagegen, in heutigen Sondersituationen der Kirche – und die Spaltung in verschiedene Kirchentümer ist ohne Zweifel eine solche – priesterliches Amt ohne bischöfliche Ordination zu bejahen? Es steht doch fest, daß es neben dem normalen, ordentlichen, durch kirchliche Rechtsordnung festumrissenen Weg zum besonderen Priestertum in außergewöhnlichen Verhältnissen auch einen rechtlich anerkannten außerordentlichen Weg gab. *Der normale Weg kann deshalb nicht als der «iure divino» (durch «göttliches Recht») vorgeschriebene einzige und für alle Zeiten unabänderliche Weg angesehen werden.* Wurde einmal eine Abweichung von der Regel und damit eine Ausnahme akzeptiert, muß dies zu allen Zeiten möglich sein. Hierbei ist es im Grunde ohne Belang, wie eine Ausnahme ausgesehen hat.

⁸ In seiner jüngsten Ausgabe von 1968 in den *Sources Chrétiennes* (14bis, S. 64, Nr. 9, *De Confessoribus*) liest Botte den letzten Satzteil folgendermaßen: «... wenn er aber seinen Glauben bekant hat, lege man ihm die Hand auf für jedes Amt, dessen er würdig ist» (*quocumque officio [κλήρος] sit dignus*). (Red.)

Wichtig ist, daß es überhaupt eine solche gab. Im Falle der alten Kirche wurde die Blutzeugenschaft als Ordination gewertet. «Sein Bekenntnis (gemeint ist das Bekenntnis durch das Martyrium) ist vielmehr seine Ordination.»⁹ Die Kirche der damaligen Zeit sieht also im Leiden um Christi willen die Verleihung des presbyterialen Pneumas.

Dieser Gedanke bedarf noch einer genaueren Klärung. Wenn man davon ausgeht, daß die Wirklichkeit der Kirche bestimmte institutionelle Funktionen verlangt, dann ist es einleuchtend, daß zu ihrer Erfüllung stabile Funktionsträger erforderlich sind. Dazu braucht es von Natur aus eine Beauftragung von seiten der kirchlichen Gemeinschaft. Sie erfolgte auch in der alten Kirche beim Presbyterat normalerweise in der bischöflichen Ordination. Wurde auf sie, wie im hier beschriebenen Falle, verzichtet, dann stellte das keineswegs einen Verzicht auf die Beorderung durch die kirchliche Gemeinschaft als Ganzes dar. Indem diese nämlich im Martyrium die Ordination sah, sprach sie die *unerläßliche kirchliche Anerkennung* aus. Letztlich war es also die Kirche selbst, die ordinierte, weil sie dem Blutzeugnis – warum übrigens nicht auch, so kann man fragen, dem qualifizierten Bekenntnis vor den Gerichten oder anderen Engagements? – Ordinationsqualität, d.h. Beauftragung zur presbyterialen Funktion in der Gemeinde des Auf-

⁹ Die Canones Hippolyti, a. a. O.

Weshalb ich Dieudonné geheilt habe

Der folgende, hier erstmals veröffentlichte Bericht stammt aus Douala, der Hafenstadt von Kamerun, wo auch die ausländischen Flugzeuge landen. Der Verfasser, *Eric de Rosny*, wirkte dort während siebzehn Jahren als Jesuit am Gymnasium (Collège), wohnte aber in den letzten Jahren zur Erlernung einer einheimischen Sprache in einem entsprechenden Quartier der Stadt. Zugleich knüpfte er Kontakte und Freundschaften mit verschiedenen *Heilern* im ganzen Küstengebiet von Kamerun. Ihrer dreißig nahmen ihn auf, weil er nicht nur als Beobachter, sondern als engagierter Beteiligter zu ihnen kam. So lernte er ihre Erfolge wie ihre Mißerfolge, ihre Heilmittel, Methoden und Rituale sowie den Hintergrund ihrer geistigen Welt kennen. In einer erst diesen Sommer ausgelieferten neuartigen Dokumentation gibt er darüber Rechenschaft: *Eric de Rosny, ndimsi, ceux qui soignent dans la nuit* (Etudes et documents africains, Editions CLE, Yaoundé 1974, 328 Seiten). Das Buch enthält viele authentische, ab Tonband aufgeschriebene Dialoge, die übrigens auch den Reiz des folgenden Berichts ausmachen. Er wurde vom Verfasser im französischen Original zusammen mit einem zweiten über die Heilerin «Khamsi» (vgl. *Kasten*) dem VI. Internationalen Kongreß ökumenisch engagierter Jesuiten (Yaoundé, 7. bis 14. Juli 1975) im Rahmen der Thematik *Bekehrung und Inkulturation* vorgelegt. De Rosny, Mitglied der Deïdo-Communauté für ethnolog. Studien von Douala/Akwa, ist inzwischen zu weiteren Forschungen an das Sozialinstitut INADES in Abidjan übersiedelt, das sich in den letzten Jahren vermehrt auch religionssoziologischen Studien zugewandt hat.* *Die Redaktion*

ICH BERICHTE hier von meinen Bedenken. Als ich eines Mittags aus dem Collège Libermann heraus komme, erwartet mich ein Polizist. Er stellt mir seinen Sohn Dieudonné vor, einen 17jährigen Jungen, der in einer kleinen Privatschule der Stadt sein Abschlußexamen vorbereitet. Der junge Mann wird, so sagt mir der Vater, von bösen Geistern gequält, und die Schulleistungen und das Benehmen zu Hause leiden darunter. Könnte ich ihm nicht sogleich einen Segen geben, um diese unheilvollen Geister zu verscheuchen?

Solche Bitten werden oft an uns herangetragen, und ich muß sagen, daß wir versucht sind, sie loszuwerden, indem wir ihnen auf der Stelle Folge leisten, nach einer kurzen Belehrung

* Vgl. dazu eine andere Neuerscheinung: Raymond Deniel, *Religions dans la ville, Croyances et changements sociaux à Abidjan*, INADES 1975.

erstandenen und der Gemeinschaft des Heiligen Geistes zusprach.

Ob analog zu dieser Praxis die heutige katholische Kirche nicht auf eine Verabsolutierung ihrer Prinzipien für eine gültige Ordination verzichten und in den entsprechenden Funktionsträgern der reformatorischen Kirchen, denen das gläubige Stehen im apostolischen Kerygma nicht abzusprechen ist, «Presbyter» im Sinne der katholischen Kirche sehen kann, ist eine entscheidende Frage. Sie wären zwar nicht nach katholischen Prinzipien – durch Handauflegung und Gebet des Bischofs – zum Presbyterat gekommen, sondern auf außerordentlichem Weg, der jedoch die unerläßliche Beauftragung von seiten der kirchlichen Gemeinschaft nicht ausschließt, genausowenig wie im Fall der «Märtyrer». Die Übertragung des Priesteramtes läge bei ihnen in der von ihrer Kirche vollzogenen Amtseinsetzung. So, wie die alte Kirche in dem bekannten Sonderfall auf bischöfliche Ordination verzichtet hat, aber nicht auf eine grundsätzliche Beauftragung durch die Kirche als Ganzes, so könnte sie doch heute vielleicht bei den reformatorischen Kirchen ebenfalls auf eine Ordination durch den Bischof verzichten und in der Amtsübertragung dieser Kirchen die Weihe zum Priester erblicken. Würde man nach solcher Auffassung verfahren, dann würde die katholische Kirche im Amt der reformatorischen Kirchen ihr eigenes Priesteramt auffinden. *Helmut Fox, Trier*

über den christlichen Sinn des Segens. Aber ich habe bemerkt, daß ich dabei nie ohne einen kurzen inneren Kampf davorkomme. Diesmal wollte ich den Gründen dieses Widerstands nachgehen, mit andern Worten, auch die Geister in mir selber unterscheiden, und so forderte ich den Polizisten und seinen Sohn auf, nochmals darüber zu schlafen und mir dann die ganze Geschichte zu erzählen, bevor ich ihre Bitte erfüllen würde.

Die Geschichte wurde mir Stück für Stück von Dieudonné, seinem Vater und seinem jüngern Bruder Gabriel erzählt. Es machte ihnen nichts aus, daß ich ihre Berichte auf Band aufnahm. Nach ihrer Meinung waren mir die «Behandlungsmethoden» freigestellt. Ihre Versionen decken sich bis auf einige allerdings charakteristische Einzelheiten, auf die ich noch zurückkommen werde. Im folgenden gebe ich nur den wichtigsten Teil des Berichts von Dieudonné wieder:

Der Bericht von Dieudonné

Diese Geschichte, das hat im letzten Jahr begonnen, als wir hierher kamen. Wir waren neu in der Stadt. Ich habe einen gewissen Typ getroffen, der nicht in unserem Quartier wohnte, der aber aus dem gleichen Dorf kommt wie wir. Dieser ist eines Tages zu mir gekommen und hat mir gesagt, daß er genug Frauen habe, er wolle keine mehr haben. Da sagte ich ihm: «Du mußt ein Gott sein, um so viele Frauen zu haben!» Er antwortete: «Ich habe Talismane, um Frauen zu haben.» Er hatte einen Brief. Und als guter Kollege hat er ihn mir gegeben. Plötzlich sehe ich, daß es sich dabei um magische Dinge handelt, im Zusammenhang mit Madame Mylla¹. Er ist weggegangen und hat mich mit den Papieren allein gelassen. Ich habe sie nochmals durchgelesen, es war interessant. Ich wollte etwas bestellen. Es war im ersten Trimester. Aber ich habe mir gesagt: «Ich werde sehen. Ich muß ja zur Schule gehen. Wenn ich sehe, daß ich in der Schule schlecht vorankomme, dann werde ich etwas

¹ Madame Mylla wohnt in Paris. Sie schickt nach Douala und andern Hauptstädten des französischsprachigen Afrika Liebesketten für 750 francs, Glücksschlüssel zum gleichen Preis sowie chinesische Medaillons, die einem Arbeitslosen Arbeit verschaffen, für bloß 1000 francs/cfa (= communauté financière africaine, die Währung von Äquatorialafrika, von welcher 50 francs = 1 franz. franc wert sind. Red.)

bestellen. Wenn ich aber sehe, daß meine Studien normal verlaufen, dann werde ich nichts bestellen.» Und ich habe die Papiere über der Tür aufbewahrt.

Im ersten Trimester habe ich weniger als 7 erreicht. Ich habe mich nicht besonders darüber beklagt. Ich habe zu meinem Vater gesagt: «Das ist nicht schlimm. Ich wiederhole die Klasse... Ich werde im zweiten Trimester sehen.» Im zweiten Trimester habe ich einen Durchschnitt von 10,56 gehabt. Und ich habe ihm gesagt, es gehe jetzt ordentlich.

Als ich eines Tages von der Schule zurückkam, sagte mir einer: «Dein jüngerer Bruder hat in Europa Ketten bestellt.» «Mein jüngerer Bruder hat Ketten bestellt?» Er sagte: «Ja». Da war ich ganz durcheinander. Ich bin schnell zu meinem jüngeren Bruder gegangen und habe ihm gesagt: «Komm nach Hause, wir werden diese Frage mit Papa und Mama besprechen.» Und dann habe ich gedacht: Vielleicht hat er jene Papiere entdeckt, die ich aufgehoben habe. Als Papa von der Arbeit nach Hause kam, habe ich ihm den Fall erklärt. Wir haben seine Mappe durchsucht und die Adresse da drin gefunden.

Meine Krankheit, die kommt von da. Als Papa begonnen hat, meinen jüngeren Bruder auszufragen: «Wer? Weshalb?», hat dieser etwa eine halbe Stunde lang kein Wort gesprochen. Er hat nachgedacht. Dann bin ich weggegangen, um etwas zum Trinken zu kaufen. Er hat Papa in meiner Abwesenheit gesagt: «Vater, es ist nicht mein Fehler, ich habe die Papiere bei meinem älteren Bruder gesehen. Ich habe sie aufbewahrt. Ich habe die Adresse herausgeschrieben, aber ich habe nichts weggeschickt.» Papa hat dann auf mich gewartet und mir bei meiner Rückkehr gesagt: «Du bist ja auch in die Sache verwickelt. Die Papiere gehören ja dir.» Ich habe ihm erklärt, woher ich sie hatte. Und dann ist mein jüngerer Bruder in mein Zimmer gegangen und hat die Papiere geholt. Papa sagte, man müsse dem, der uns die Papiere gegeben hat, mitteilen, daß er sie zerrissen habe. Er nahm die Papiere und zerriß sie. Dann nahm er Zündhölzer, um sie anzuzünden. Ich saß in etwa drei Meter Entfernung. Er nahm das erste Zündholz, zündete es an, und es ging aus. Er nahm das zweite – es ging aus. Dann das dritte Zündholz... Als das Zeug Feuer fing, hatte ich plötzlich ein Gefühl, als ob man mir meinen Körper und meine Seele wegnähme, und dann meinen ganzen Geist. Ich fühlte eine Wärme in mir hochsteigen. Das fing bei den Füßen an und stieg und stieg... und hopp! es erreichte den Kopf. Es war, als ob ich ein bisschen verrückt wäre. Ich lief zur Tür. Ich begann mir Fragen zu stellen, um dahinterzukommen, was mir zustieß. Meine Mutter hielt mich auf. Ich war nicht mehr bei mir selbst. Dann wollte ich nicht mehr in der Hütte bleiben. Ich habe ihnen gesagt, sie sollten mich zum Heiler bringen. Vielleicht könne er herausfinden, woher die Krankheit komme. Ich bin also zum Heiler gegangen.

Ich: Was hat er dir gesagt?

Er sagte, die bösen Geister würden uns verfolgen. Weil wir die Papiere zu Hause verbrannt hätten. Man hätte sie nicht verbrennen dürfen. Man hätte sie in einen Sumpf werfen oder dem zurückgeben sollen, der sie mir überlassen hatte. Aber bis zur heutigen Stunde fühle ich mich nicht bei mir, das heißt, selbst während der Schulstunden bin ich nicht mehr so bei mir wie vorher. Es kommt mir immer so vor, als ob ich jemand anders wäre. Beim Lesen oder Studieren ist mein Geist nicht auf dieser Seite. Und nach Hause gehe ich nur um zu schlafen. Ich komme nicht draus.

Ich: Wer wollte zu einem Priester geben, du oder dein Vater?

Ich selber. Ich begann bei dem in unserem Quartier. Ich bin zu ihm gegangen. Und da hat er mir gesagt, ich müßte mich an den wenden, der mir die Papiere gegeben hatte. Dann könne er mir einen Segen geben. Ich sagte ihm, das sei unmöglich. Seither... habe ich ihn nicht mehr gesehen. Da ich immer zu Priestern gehen wollte, zu Patres und zu Pfarrern, bin ich zu dem von Bepanda gegangen. Dieser sagte mir, ich solle ein christliches Leben führen, die Kommunion empfangen, und – ich habe vergessen, wie man das nennt – jedenfalls die Sünden bekennen.

Ich: Die Beichte.

Ja, das war's, die Beichte. Und er sagte mir auch, ich solle mich direkt an Sie wenden.

Ich: Ich möchte versuchen zu verstehen, weshalb du zu einem Priester geben wolltest.

Was mich dazu gedrängt hat, ist eben dies: Ich habe keine Bestellung gemacht und kann deshalb nicht verstehen, warum mir all das zugestoßen ist.

Nachdem ich ihm zugehört habe, sage ich ihm nicht, an welchem Punkt mich seine Bitte am meisten in Verlegenheit bringt. Eine Segenshandlung an einem geeigneten Ort und zu einem günstigen Zeitpunkt könnte den Knaben zweifellos beruhigen, allerdings ohne wirklich zu heilen. Denn es ging offensichtlich um mehr als um einen Alptraum oder eine

vorübergehende Unruhe, vielleicht um eine richtige Neurose. Der Ritus hätte trotzdem seine Wirkung gehabt. Meine Unsicherheit lag nicht im medizinischen Bereich. Wenn ich die Gründe meiner Bedenken analysiere, sehe ich besonders die Furcht, zwischen Dieudonné und mir ein ernstes Mißverständnis zu schaffen und zu erhalten, das noch dadurch verstärkt würde, daß er protestantisch ist. Er schrieb mir eine Macht zu, die ich mir selber nicht zuerkannte. Ihn zu segnen würde bedeuten, eine gewisse Vorstellung von der Macht des Priesters zu verstärken, die ich nicht nur nicht teilte, sondern die einer der theologischen Strömungen zuwiderlief, die mich zum Priestertum geführt hatten.

Welche Vollmacht für die Priester?

Ich zitiere hier den Kommentar, den mir einer meiner Freunde, *ein alter Christ*, in seiner Sprache (duala) geliefert hat. Während seines langen Lebens hat er gründlich über seinen Katechismus nachgedacht. Er sieht die Bitte von Dieudonné in einem theologischen Kontext, den der Knabe zwar nicht formulieren könne, der aber nichtsdestoweniger bei ihm vorhanden sei:

Ich: Sie sagen, die Priester hätten eine Macht, aber welche?

Er: Sie haben eine Macht, keine Macht des Geldes, auch nicht die der Heiler und nicht die der Herren dieser Welt, sondern eine Macht, die vom Himmel kommt und die jedem Wort gegeben werden kann, das aus ihrem Mund kommt. Das glauben wir: Diese Macht kommt von Jesus, sie ist auf die Bischöfe und die Priester übergegangen. Wissen Sie, wir haben das von unserem Katechisten Georges Mwemba so gelernt.

Ihr europäischen Priester habt diese Macht mitgebracht. Und ihr habt sie auf die afrikanischen Priester übertragen. Ihr habt alle die gleiche Macht. Die Priesterweihe ist eine, ob man schwarz oder weiß ist.

Ich: Was ist die Macht des Christen?

Er: Die Christen unterstehen den Priestern. Der Priester kann verzeihen und eine Buße auferlegen, während die Christen diese Macht nicht haben. Wenn ich bei mir zu Hause einen Sterbenden antreffe, der die Taufe wünscht, so taufe ich ihn, das ist alles. Ich habe die Macht erhalten, unter der Macht der Priester zu dienen und die Gebote zu halten, aber nicht jene, zu verzeihen und zu bestrafen. Diese Macht bleibt bis zur Wiederkunft Christi.

Ich füge hier nun einige kurze Auszüge aus der *Erklärung eines Bischofs* an. Diese paar Sätze haben im Gesamtkontext seiner Erklärung nicht denselben Stellenwert, wie ich ihn dadurch gebe, daß ich sie isoliere. Aber ich finde sie als solche bezeichnend und ganz auf der Linie jener Theologie der Weitergabe von (Voll-)Macht, die sich hier in klassischer Formulierung findet, etwas abrupter im Glaubensbekenntnis des alten Christen und naiv im Munde von Dieudonné. Diese drei Reaktionen sind je auf ihre Art Ausfluß der gleichen theologischen Strömung, sie benützen die gleiche Sprache über die Macht der Priester, die von oben kommt.

Der Bischof teilt seinen Gläubigen mit, daß sein Gesundheitszustand ihn zur Demission zwingt:

«Liebe Brüder,

... Einige von euch sind zu mir gekommen und haben zu mir gesagt: Es scheint, daß Sie nicht mehr Bischof sind. Was wird aus Ihnen, was machen Sie mit Ihren Insignien, dem Kreuz, dem Ring und all diesen Dingen? Dann habe ich mir gesagt: die haben nichts begriffen... Ein Bischof, der demissioniert, *behält seine Vollmachten*... Demissionieren bedeutet für mich, daß meine Aufgabe, meine Verantwortung auf einen andern übergehen, aber ich behalte die bischöfliche Würde... »²

Diese rechtgläubige Theologie hat in meinen Augen vor allem den Nachteil, daß sie zum Glauben verleitet, die «Vollmacht» sei irgendwie unabhängig vom Willen der Person, die ihr Träger ist. Wenn derjenige, welcher das Wort gebraucht, nicht eigens daran erinnert, wie es der Bischof in einem andern Teil seiner Erklärung tut, daß das Ergebnis von der Absicht und der Tat eines jeden abhängt, dann werden manche

² Zitiert aus: Effort camerounais no. 878

Gläubige versucht sein, wenn sie nur ein bißchen natürliche Neigung dazu verspüren, dem Wort einen magischen Beiklang zu geben. Und gerade dieses Wort «magische Kraft» gibt am besten jene Hemmung wieder, die ich verspürte, als Dieudonné an mich herantrat. Ich verstehe darunter eben eine Macht, die einer Person anhaftet, unabhängig von ihrer Kompetenz und ihren wirklichen Absichten, eine Macht, die von außen kommt und die automatisch wirkt, sofern man nur die Worte ausspricht und die richtigen Gesten macht.

Das Wort Magie soll man allerdings mit Vorsicht gebrauchen. Zunächst hat es keine genaue Entsprechung in den Bantusprachen. Dann lenkt es den Blick nur auf einen Aspekt der Mentalität, ohne an den Kontext zu erinnern, der nicht notwendig magisch ist. Ich habe meinerseits die Grenzen dieses Begriffes erfahren, als ich die Praxis der Heiler studierte. Rituelle Gesten, die auf den ersten Blick magisch erscheinen mögen, sind immer von Worten begleitet, die ihnen Sinn geben, und entheben die Betroffenen nicht einer persönlichen Anstrengung. Die Zuflucht zur Magie im schlechten Sinn des Wortes ist ganz einfach der Hang des Menschen zu möglichst leichten Lösungen, eine Anwendung des allgemein anerkannten Gesetzes von der geringsten Anstrengung. Gegenüber solch kleiner Magie, die wenig Sinnhaftigkeit hat, war ich sehr mißtrauisch.

ICH HATTE MICH AN MEINER SCHULE mit einer Gruppe von Schülern gleichen Alters wie Dieudonné beraten, da ich mir von ihrem Urteil wertvollen Aufschluß erhoffte. Ich ließ sie anhören, was Dieudonné auf Band gesprochen hatte, und ihre Reaktionen verstärkten meinen Verdacht. Einer von ihnen faßte für mich die Ansicht seiner Kameraden zusammen über die Frage, welche Macht Dieudonné von mir erwartete:

«Man kann sich fragen, weshalb Dieudonné sich nicht an einen protestantischen Pastor gewandt hat. Die Antwort ist einfach. Der Lebenskreis der Priester ist recht verschieden von dem der Pastoren. Da diese verheiratet sind, sind sie mit den Menschen mehr in Kontakt als die Priester. Aus diesem Grund traut man ihnen weniger eine magische Kraft zu. Die Persönlichkeit der Priester verbirgt etwas Mystisches. Und dies ist es, was Dieudonné für den Schlüssel zu seiner Heilung hält.»

Versuch beim Heiler in der Stadt

Ich wich also aus und bezeichnete den Mann, der für eine solche Krankheit geeignet sei: den Heiler. Meine Beobachtungen hatten mich davon überzeugt, daß die Heiler gerade bei solchen psychosomatischen Krankheiten oft große Erfolge erzielten. Zwar würde der Bezug auf Madame Mylla ihre Aufgabe erschweren; es wurde mir gesagt, die von europäischer Magie hervorgerufenen «Verrücktheiten» seien am schwierigsten zu heilen. Jedoch gehörte der Heiler, an den Dieudonné sich gewandt hatte, zur modernen Schule. Er kannte die Welt der Gymnasiasten und gebrauchte sogar zur Bekämpfung der europäischen Magie deren Horoskope, Astrologie und Bücher. Dieser Heiler hatte ein vielversprechendes Aushängeschild, gerade gegenüber von Dieudonnés Schule: *Nombote*, Kräutheilartz, Hellscher, Vertreter von Indien in Kamerun. Ich wußte, daß dieser Mann ebenfalls die klassische Medizin praktizierte, und ging zu ihm hin.

Ich besuchte anschließend die Familie von Dieudonné, da ich entschlossen war, das Vertrauen, das ich dort genoß, dafür einzusetzen, daß Dieudonné zu Nombote zurückkehren und die begonnene Behandlung beenden solle. Der Vater, der aus der Gegend östlich von Yaoundé stammt, hat sich in Douala nicht in dem Quartier niedergelassen, wo seine Dorfgenossen wohnen, da er als Polizist bereit sein muß, von einem Tag auf den andern umzuziehen.

Der Vater, die Mutter, ihre drei Söhne und die jüngste Tochter sind da. Ich versuche, diesem ersten Zusammentreffen einen

feierlichen Charakter zu geben, um die ganze Familie mehr zu beeindrucken, da ich weiß, daß die Krankheit eines Familienmitgliedes oft Symptom eines kollektiven Unbehagens ist. Ich sage ungefähr folgendes:

«Ihr habt mich im Collège Libermann geholt, weil ich Priester und Lehrer bin. Mit den Jungen dieses Landes bin ich seit 17 Jahren in Kontakt: das entspricht dem Alter von Dieudonné. Ich habe mir den Vater, Dieudonné und seinen jüngeren Bruder Gabriel angehört. Und ich kann euch sagen, daß ein Arzt ihn nicht heilen kann, ja nicht einmal ein Priester, sondern er braucht einen Heiler. Da Dieudonné seine Behandlung bei Nombote nicht beendet hat, soll er zu ihm zurückkehren. Ich habe mich bei Nombote versichert, daß er keine neuerliche Bezahlung verlangen wird, da die von ihm verlangte Gesamtsumme (30 000 francs/cfa) schon bezahlt ist, daß er Dieudonné keine Fußketten mehr anziehen wird und daß er ihn zur Schule gehen läßt. Aber Dieudonné muß Nombote unbedingt Vertrauen schenken und seine Anweisungen gewissenhaft befolgen.»

Sie sitzen mir alle aufmerksam gegenüber; auch die jüngste Schwester ist ganz Aug und Ohr. Ich fühle, wie sehr die plötzliche Krankheit ihres Sohnes oder älteren Bruders sie beunruhigt. Der Vater fragt mich:

Ist er wirklich krank?

Ich: Ja. Es ist zwar nicht wie ein Beinbruch, aber es ist wirklich eine Krankheit.

Er: Man hat mir gesagt, ich müsse ihn zum einheimischen Arzt bringen. Ich wußte nicht, ob ihm das helfen könne. Wenn er gesund wird, will ich ihn Ihnen anvertrauen, und er soll in Ihre Schule gehen. (Ich zähle schnell die Eintrittsbedingungen unserer Schule auf, wohl wissend, daß er sie kaum erfüllen kann.)

Ich: Und du, Dieudonné?

D.: Ich war schon bei Nombote, und da begann er Dinge zu sagen, die ich nicht verstand, ich hätte bei Madame Mylla etwas bestellt... Da wollte ich zu einem Priester gehen, damit er mich segne mit Wasser, das die Kraft dieser Papiere beseitigt.

Ich: Das gehört aber in die Kompetenz des Heilers. Bist du bereit, zu ihm zurückzukehren und ihm Vertrauen zu schenken?

D.: Ja.

Der Vater: Etwas anderes kommt ja gar nicht in Frage.

DIE RÜCKKEHR DES VERLORENEN SOHNES zu Nombote war ein Mißerfolg. Dieudonné blieb drei Tage bei ihm und unterzog sich ohne Überzeugung und ohne Lust den zahlreichen Heiltränken, Beräucherungen und Inhalationen und verschwand dann plötzlich. Und der Gipfel seines Ungehorsams bestand darin, daß er, als man ihn wieder entdeckte, gerade daran war, an Frau Mylla einen Brief zu schreiben. Offensichtlich hatte Nombote sein Vertrauen verloren. Verärgert über diesen Mißerfolg, der ja auch der meine war, wollte ich die Familie besuchen, doch traf ich das Haus verschlossen und unbewohnt an. Mit der Hilfe der Nachbarn konnte ich ihre neue Wohnung aufspüren, stieß dort aber nur auf den Vater. Die ganze Familie war plötzlich ins Dorf zurückgekehrt. Der Vater war wegen seiner dienstlichen Verpflichtungen geblieben, aber auch er würde unter keinen Umständen mehr jenes verhexte Haus bewohnen.

Ich habe später von Dieudonné erfahren, weshalb die Familie das Haus verlassen hat:

D.: Die Leute von nebenan haben uns gesagt, es sei keine gute Wohnung. Selbst der Besitzer hat zugegeben, daß vorher ein Herr darin gewohnt hat, der okkulte Sitzungen abhielt. Aus diesem Grund haben wir Angst bekommen und sind aus dem Haus ausgezogen. Und meine Schmerzen dauern auch noch an. So habe ich meinen Vater gebeten, uns ins Dorf zu schicken. Dort könnte ich vielleicht auch den Typ finden, der mir die Papiere von Madame Mylla gegeben hatte.

Ich: Und mit Nombote warst du nicht zufrieden?

D.: Nein. Wenn man im Spital ist, gibt es Tag für Tag kleine Fortschritte. Bei mir dagegen sah ich überhaupt keine Veränderung. Ich sagte ihm, ich käme nicht zu mir. Da antwortete er nur: «Du mußt zu dir kommen.»

Aber er wußte nicht, wie ich das erreichen könnte. Ich habe festgestellt, daß er gar nicht viel kann.

Ich: Nombote hat mir gesagt, du habest Madame Mylla einen Brief geschrieben. Sag mir, weshalb hast du das getan, anstatt ihm Vertrauen zu schenken?

D.: Bei Nombote war ein Soldat. Der hat mir gesagt: «Warum telefonierst du nicht der Mylla, um zu fragen, ob bei ihr der Grund der Krankheit liegt? Oder du könntest ja auch schreiben.» Ich habe die Telefonnummer gesucht, sie aber nicht gefunden. Ich habe einen Brief verfaßt, aber nicht unter meinem Namen, ja ich habe nicht einmal meinen Kugelschreiber verwendet. Ich habe den Namen dessen übernommen, der mir die Papiere gegeben hatte, und habe an seiner Stelle an Madame Mylla geschrieben, er sei ins Gefängnis gekommen, weil er uns die Papiere gegeben habe. Man habe sie verbrannt und man sei krank geworden. Sie solle schreiben, wie hoch das Lösegeld sei, das man für ihre Papiere bezahlen müsse.

Ich: Du bist also der Meinung, du seist wegen der Papiere krank geworden?

D.: Ich habe diese Frage vielen Leuten vorgelegt. Man hätte sie nicht verbrennen dürfen. Man hätte sie in einen Fluß oder in eine Toilette werfen oder einem Priester geben sollen. Nombote sagte mir, die bösen Geister jener Leute hätten meine Krankheit verursacht.

Ich: Was stellst du dir unter den bösen Geistern vor? (Ich stellte ihm diese Frage, um zu wissen, ob er diesem Ausdruck den traditionellen Inhalt seiner Sprache gab, das heißt, ob er die Geister der Ahnen damit meinte.)

D.: Für mich... Ich habe einen Film gesehen, der in Brasilien gedreht worden ist, Orfeu Negro. Dort habe ich eine Frau gesehen, die von den bösen Geistern gequält wurde. Sie benahm sich ganz seltsam und schrie: «oh, oh, oh!» Dort habe ich die bösen Geister gesehen.

In der neuen Wohnung, wo der Vater nun also allein wohnte, da die ganze Familie ins Dorf zurückgekehrt war, sprach ich mit dem Vater.

Ich: Warum haben Sie Dieudonné nicht gezwungen, die Behandlung bei Nombote zu beenden? Haben Sie kein Vertrauen zu ihm?

Er: Ich hatte Vertrauen. Aber wenn Sie ins Spital gehen und man gibt Ihnen Penicillin und es tritt keine Besserung ein, werden Sie sich dann damit abfinden, daß man Ihnen weiterhin Penicillin gibt? Der Knabe war noch immer nicht normal. Er sagte mir: «Man muß zu einem andern gehen.» Aber ich sehe, daß die Heiler dieser Stadt nur aufs Geld aus sind. Und Sie haben gesagt, für diese Krankheit solle man nicht ins Spital gehen, sondern zu einem Heiler. Deshalb habe ich es vorgezogen, sie ins Dorf zu schicken, wo es ebenfalls Heiler gibt.

Ich: Dieudonné ist nicht lange genug bei Nombote geblieben. Ich hatte gesagt, er solle bis zur Beendigung der Behandlung dort bleiben. Aber Sie sind ja der Familienvater.

Er: Ich tue, was Sie sagen. Wenn Sie mir heute sagen, ich solle ihnen die Rückkehr befehlen, werde ich sie unverzüglich zurückkommen lassen.

Ich: Ich habe nichts mehr zu sagen. Man hätte ihn bei Nombote lassen sollen. Aber Sie, Sie haben ihn ins Dorf geschickt. Doch vielleicht haben Sie recht. Ich hoffe, er wird im Dorf geheilt werden.

Versuch im Dorf

Drei Wochen später sehe ich Dieudonné zu mir kommen, mit seiner gewohnten ernsten Miene, wie sie zu einem ältesten Sohn und Gymnasiasten paßt. An der Hast seines Grußes kann ich erraten, was er von mir will. Und in der Tat bestehen seine ersten Worte darin, von mir den Segen zu verlangen.

Da ist er also vom Dorf zurück. Er erzählt mir, wie er den Knaben aufgesucht hat, der ihm die berühmten Papiere gegeben hatte, und wie er dann mit seiner Mutter zum alten Wahrsager jener Gegend gegangen ist. Aber dieser wollte sich nicht äußern. Seine Weigerung hat das Gerede der Leute hervorgerufen:

D.: «Die Leute haben gesagt, der Vater des Jungen, der die Papiere besessen hatte, habe dem Heiler entgegengewirkt, damit er uns die Wahrheit nicht sagen konnte. Denn der Vater jenes Knaben und mein Vater haben eine große Rivalität. Aber diese Affäre wurde von den

andern verursacht, nicht von uns. Wir können keine solchen Dinger drehen.»

Offensichtlich spielte Madame Mylla im Dorf praktisch keine Rolle. Alte Streitigkeiten und Hexereverdacht fanden durch die Krankheit von Dieudonné neue Nahrung. Aber der Heiler im Busch erreichte nicht mehr als sein Kollege in der Stadt, denn Dieudonné schien durch das vorgeschlagene Modell der Hexerei ebenso wenig überzeugt wie durch das der modernen Magie, das Nombote vertreten hatte.

ZWEI NEUE EREIGNISSE erklären sein geringes Interesse an der traditionellen Formel: ein *Brief* und ein *Rat*. Denn in der Tat kam die Antwort von Frau Mylla nach kurzer Zeit im Dorf an, und zwar von Douala aus nachgesandt durch den Vater, der Polizist war und so jede Botschaft getreulich weiterleitete. Madame Mylla sagte ganz einfach, sie sei unfähig, jemand ein Leid zuzufügen.

D.: Die Antwort kam, und darin stand geschrieben, der Knabe (unter dessen Name er – unter Angabe seiner eigenen Adresse – geschrieben hatte) könne beruhigt sein, weil sie den Leuten nie Schlechtes, sondern immer nur Gutes tun könnte.

Ich: War das von Hand oder mit der Maschine geschrieben?

D.: Es war von Hand mit einem schwarzen Kugelschreiber geschrieben.

Ich: Dann bist du also beruhigt, was Madame Mylla angeht?

D.: Ja, das bin ich. Es kann nicht von ihnen her kommen. Sonst hätten sie die Sache nicht so laufen lassen, sie hätten verlangt, daß ich dies und das tue und dies und das bezahle.

Ich (auf jeden Terraingewinn bedacht): Dann ist also die Sache mit Madame Mylla in Ordnung. Bist du jetzt wieder ganz gesund?

D.: Nein. Es fehlt mir noch etwas: das Gefühl meines Körpers... das stört mich.

Ich: Erkläre mir, was du damit sagen willst.

D.: Ich finde mich nicht, ich bin nicht in mir selbst, es ist, als ob man mir das Bewußtsein weggenommen hätte.

Ich: Zurück zum Satz «als ob man mir das Bewußtsein weggenommen hätte». Wer ist dieses «man»? (Ich insistierte, weil seine Ausdrucksweise an jenen Glauben erinnerte, wonach ein Opfer von Hexerei seiner Persönlichkeit entleert wird, wobei sein sichtbarer Körper einer abgenutzten, schon kadaverhaften Hülle gleicht. Aber Dieudonné gebrauchte zwar die Ausdrücke, die ihm aus der Tradition vertraut waren, gab ihnen aber einen andern Inhalt.)

D.: Es ist die Angst, die ich bekommen habe. (Er spricht schon nicht mehr von den bösen Geistern, die durch das Verbrennen der Papiere «hervorgerufen» wurden.) Am Tag, an dem es mich getroffen hat, bin ich beinahe wie ein Verrückter geworden. Ich bekam große Angst. Ich habe mich nicht mehr bei mir gefühlt.

Ich: Dann denkst du also, daß es die Angst ist.

D.: Ja, ich glaube, es ist die Angst. Es ist nicht Madame Mylla.

Wer ist Madame Mylla?

Ich hatte schon lange von dieser Frau reden hören, die Dieudonné bald mit der weiblichen Einzahl, bald mit der männlichen Mehrzahl bezeichnete. Ich dachte, dieser Name verberge einen alten Zyniker, aber ich wollte mir endlich Klarheit verschaffen. *Einer meiner Pariser Freunde* machte für mich einen unangemeldeten Besuch bei der Adresse, die viele Schüler in Douala besitzen. Hier seine Eindrücke:

Eine kleine, ziemlich beleibte Dame (mit gefärbten Haaren, vom Typ der tüchtigen Hausfrau aus dem Norden Frankreichs) empfing mich, Madame Mylla. Die Räume sind reich, aber mit sehr schlechtem Geschmack ausgestattet. Im Lauf der Unterhaltung gesteht sie mir, daß sie 73 Jahre alt ist, aber man würde ihr nicht mehr als 65 geben. Sie empfängt mich freundlich, aber doch ein bisschen verlegen. Ich hatte düstere Räume erwartet, im Stile des Sprechzimmers einer Hellscherin, wollte ihr sagen, ich sei nicht für eine Konsultation gekommen. Aber es wurde mir rasch klar, daß sie bei sich zu Hause keine Sprechstunden gibt, daß sie

ihre Ratschläge nur brieflich und nur an ein (französisch sprechendes) afrikanisches Publikum weitergibt.

Ein paar gleich nach dem Besuch aus dem Gedächtnis niedergeschriebene Aussagen von Madame Mylla werden Dir besser als alles andere die Sache erklären:

«Ich erfülle eine moralische Erziehungspflicht an diesen armen Kolonial-Afrikanern. Sie sind große Kinder...»

«Ich habe eine Art Autorität, eine Art Macht über sie, was bei Weißen nicht der Fall wäre. Ich bewahre sie davon, Übles zu tun, zu stehlen und dergleichen.»

«Ich verkaufe keine Schmuckstücke (das wiederholt sie mehrmals während des Gesprächs): Nachdem ich den Charakter und die Tendenzen der Leute durch Graphologie und Astrologie festgestellt habe, fasse ich die Flüssigkeit, die ihnen ihre üblen Neigungen bekämpfen hilft, in einen Ring...»

Was ich noch erfahren habe: seit ihrer Kindheit habe sie eine «Gabe», Leuten zu helfen. Der Priester, der sie getauft hat, ein Cousin, der gleichzeitig auch Ophthalmologe (!) gewesen sei, habe es ihr gesagt.

Sie besteht darauf, daß ihrem Unternehmen jede Magie fernliegt: sie hat kein Allerweltsmittel, um im Examen zu bestehen (keine magischen Kugelschreiber und dergleichen), nichts, um die Zukunft vorauszusagen («ich bin doch nicht wie Madame Solei mit ihrem Computer!») oder die Brieftasche nach Wunsch zu füllen. Sie will mir absolut keinen Sand in die Augen streuen: sie erzählt mir von ihrer Tätigkeit, wie sie mir von ihrem bei den Galeries Lafayette gekauften Geschirr erzählen würde. Glaubt sie daran? Schwer zu sagen... Auf alle Fälle hat sie nichts von einer Intellektuellen oder von einer Intrigantin an sich. Sie ist ganz einfach überzeugt, daß die Leute ihr haufenweise ihre Dankbarkeit bezeugen würden, sollte sie in Afrika auftauchen.

Ihren Erfolg hat sie, so scheint mir, der einfachen Sprache zu verdanken, die sie mit den Afrikanern spricht.

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß die nun abgeschminkte und entmythologisierte Madame Mylla dem jungen Dieudonné eine beruhigende und ganz und gar nicht boshafte Antwort hat zukommen lassen. Das beweist auch dieser andere handgeschriebene Brief aus dem Jahre 1963, der ebenfalls einem Gymnasiasten geschickt worden war und den ich bis dahin für macchiavellisch hielt:

«Geehrter Herr, es tut mir leid, aber ich habe keine Liebeskerzen. Sie würden in Afrika zu schnell schmelzen. Auch habe ich keine Brieftaschen und werde nie welche haben. Es ist ein Betrug; ich aber will Sie nicht betrügen. Das Geheimnis ist schon lange verloren gegangen. Hören Sie nicht auf jene, die Ihnen Brieftaschen anbieten! So etwas gibt es nicht. Ihre ergebene Mylla.»

Außer dem beruhigenden Brief erhielt Dieudonné auch Ratschläge von seinem Onkel, die ihn ebenfalls sehr beeindruckten.

D.: Mein Onkel im Dorf hat mir gesagt, daß meine Krankheit von einem gestörten Bewußtsein herrühre.

Ich: Wodurch denn?

D.: Durch die Angst.

Ich (erstaunt über diese Erweiterung des Wortschatzes): Was tut dieser Onkel? Hat er die Schule besucht?

D.: Er hat die Schule und auch das Lyzeum absolviert.

Ich: Was bedeutet das Wort «Bewußtseinsstörung» für dich?

D.: Er hat mir erklärt, daß es wie bei den Wahlen sei. Sie zeichnen den Präsidenten der Republik auf ein Blatt Papier. Mit diesem Blatt rollen Sie sich eine Zigarette. Nehmen wir an, Sie seien ein Dorfbewohner. Eine Autoritätsperson läuft vorbei und entdeckt Sie mit dem auf das Zigarettenpapier gezeichneten Präsidenten: «Passen Sie auf, das Papier, das Sie da verbrennen wollen, kann Ihnen gefährlich werden!» Sie kriegen es mit der Angst zu tun. Diese Angst kann Sie in den Wahnsinn treiben. Das wäre also ein Fall von erdrosseltem Bewußtsein (sic). Genau auf diese Art ist mir eine Angst von den Füßen in den Kopf gestiegen... Ich (einer plötzlichen Eingebung folgend): Du weißt doch, daß «Bewußtsein» (im französischen Original «conscience») zweierlei bedeuten kann: du meinst damit wohl den Verstand. Es kann aber auch die Stimme des religiösen Gewissens bedeuten. Was willst du damit sagen?

D.: Ich verstehe den Unterschied: Störung des Verstandes, so ungefähr.

Ich: Dann ist ja alles klar. Ich finde, Du hast dich seit einiger Zeit sehr verändert und es geht dir jetzt viel besser.

D.: Manchmal, vor dem Einschlafen, sage ich mir, etwas in meinem Kopf muß untersucht werden, damit ich mich wieder finden kann.

DIEUDONNE scheint mir reif für den Psychiater. Er schien seine Krankheit psychologisch erklären zu wollen. Ich zog auch einen Schüler der zweiten Gymnasialklasse zu Rate: «Er vertraut dem Heilkünstler nicht mehr. Man muß den Heiler ausschalten.» Ich machte Dieudonné den Vorschlag, ihn beim Psychiater einzuführen. Er teilte mir zu meiner Überraschung mit, daß er diesen Schritt ganz am Anfang seiner Krise schon unternommen habe, bevor er mich kennenlernte. Aber er habe dem Arzt nicht das ganze kulturelle Klima seines Dramas beschrieben, weil er sich nicht lächerlich machen und vermeiden wollte, daß ihm gesagt würde: «Sie belästigen mich mit Ihren magischen Geschichten, gehen Sie doch zum Zauberer!» Er war einverstanden, diesmal alles zu erzählen, wie er es mir auch erzählt hatte; aber er bestand noch immer darauf, daß ich ihn segne.

Versuch beim Psychiater

Der Arzt bat Dieudonné, ihm in einem Brief seine ganze Geschichte zu erzählen. Der Brief wurde mir zum Lesen gegeben und stimmte genau mit dem überein, was mir Dieudonné über seine Schwierigkeiten berichtet hatte. Der Arzt verschrieb ihm Beruhigungsmittel sowie Arzneien zur Förderung der Synergie des Organismus und zur Lockerung der Emotionen. Er wollte Dieudonné helfen, sich selbst wieder in die Gewalt zu bekommen.

Bei der zweiten Sitzung forderte der Psychiater seinen Patienten auf, frei über einige Themen zu sprechen. Das überraschte Dieudonné, und er teilte mir die Liste mit: Das bisherige Sexualleben. Situierung der Sexualität. Beziehungen zur Umwelt. Bedeutung der sexuellen Aktivität. Bedeutung der Frau.

D.: Diese Fragen, die er gestellt hat... ich habe nicht verstanden, warum er solche Fragen stellt. Dann habe ich ihm geantwortet, daß ich gar keine sexuellen Beziehungen habe. Und ich habe ihm zu verstehen gegeben, daß ich unmündig bin und das nie getan habe. Er hat mir nichts gesagt. Er hat nur das Blatt Papier genommen und gelesen, was ich geschrieben habe.

Ich wünsche dem Psychiater viel Glück mit seiner Methode. Seine provisorische Diagnose lautet auf «Mißerfolgs-Neurose». Aber ich bin überzeugt, daß er früher oder später mit Dieudonné das Thema seiner Beziehungen zu seinem Vater ansprechen wird. In der Tat lassen die verschiedenen Berichte den Vater auch zu Hause als Polizist erscheinen. Daß die Papiere durch den Vater, den Mann der Ordnung, des Gesetzes und des Verbots, verbrannt wurden, verließ dieser Tat furchtbare Ausmaße und vermochte die nervöse Störung hervorzurufen. Erstaunlicherweise sahen weder Dieudonné noch sogar die gleichaltrigen Gymnasiasten die Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkung, zwischen der Strenge des Vaters und dem Trauma des Sohnes. Ich mußte ihnen zu dieser Einsicht verhelfen³.

³ Ich weiß, daß die Beziehungen zwischen dem Vater-Erzeuger und dem Sohn nicht mit den in Europa geläufigen Schemen für derartige Beziehungen verglichen werden können. Siehe das auf Studien über die Wolof, Lebou und Sereren des Senegal sich gründende Buch von M. C. und E. Ortigues, welches über die Grenzen dieses Landes hinaus von Interesse sein dürfte: «Oedipe Africain», Ed. Plon, 1966. Auf S. 57 heißt es: «Ein ziemlich starker, allgemeiner Hang scheint sich abzuzeichnen: Je traditioneller das Milieu, desto indirekter tendiert die Aggression des Sohnes gegenüber seinem Vater aufzutreten und sich horizontal auf die «Brüder» zu verschieben, während sich gleichzeitig das Bild des Vaters mit demjenigen der Vorfahren vermischt.»

Mein Kontakt mit Dieudonnés großer Familie war zu beschränkt, als daß ich mir darüber ein genaueres Urteil erlauben könnte.

Ich: Wie verhält sich der Vater zu Hause euch gegenüber?

D.: Er ist, er ist... zu streng. Man weiß, wenn er abends nach Hause kommt, gibt es immer etwas zu sagen, etwas, das nicht in Ordnung ist, eine schlecht verrichtete Arbeit. Nein, Papa duldet zu Hause keine Unordnung. Wenn er nach Hause kommt, so schwatzt und schwatzt er (er wird böse)!

Ich: Und die Mutter?

D.: Auch die Mutter... sie paßt sich dem Rhythmus ihres Mannes an. Wenigstens will sie ihn nachahmen. Aber seit ich diese Sache habe, mag ich es nicht leiden, wenn Papa und Mama mich schelten. Wenn man mit mir schimpft, geht es einfach nicht mehr.

Einer der Gymnasiasten hatte mich gewarnt: «Ich glaube, er verbirgt vieles vor seinem Vater.» Jedenfalls gibt Dieudonné mir gegenüber zu, daß er ihm seinen gegenwärtigen inneren Zustand verheimlicht. Das wird für den Jungen zum Problem, insofern er sich die nötigen Arzneien kaufen sollte; denn seit der Rückkehr aus dem Dorf hält sein Vater ihn auf das Wort des Onkels hin für geheilt. Sein Onkel hatte von einer bloßen Bewußtseinsstörung gesprochen. Zwischen Vater und Sohn besteht ein latenter Gegensatz, der sich in ihren jeweiligen Berichten zeigt. Wo der Vater behauptet, er hätte die Initiative ergriffen, spricht Dieudonné sich die Entscheidung zu. Er hat den Heilkünstler Nombote ausgesucht, er hat – man soll's ihm glauben – beschlossen, ins Dorf zurückzukehren. Dieudonné ist ein tadelloser Junge, und er ist sich seiner Verantwortung als ältester Sohn sehr bewußt; er ist der Intellektuelle in der Familie. Welche Möglichkeiten für Enttäuschungen tun sich da auf, ein reicher Nährboden für eine «Mißerfolgs-Neurose!»

VON DIESER OBERFLÄCHLICHEN ANALYSE, in der ich nicht kompetent bin, halte ich immerhin einen Punkt fest, und der wird mich verpflichten, mich dem Willen Dieudonnés zu beugen und ihm den Segen zu geben, ohne den er immer noch glaubt nicht gesund werden zu können. Da er sich in dieser ganzen Geschichte für nicht-schuldig und von jedem Vorwurf frei erklärt: wer kann den Schock erklären, den er empfunden hat? Eigentlich hätten ihr doch andere zum Opfer fallen müssen: der Kamerad, der ihm die gefährlichen Papiere gegeben, oder sein kleiner Bruder, der als erster an Madame Mylla geschrieben, oder sogar der Vater, der sich der Verbrennung der Papiere schuldig gemacht hat. Aber Dieudonné, der doch lediglich die Papiere aufbewahrte, um sie später seinem Kameraden zurückzugeben, er wurde getroffen! Wer wird ihn von dieser mysteriösen Gewalt befreien können, die er mangels eines besseren Wortes Angst nennt? – Ein Priester! Und so bittet mich Dieudonné während seiner psychiatrischen Behandlung um den heilbringenden Segen:

«Papa denkt, daß ich geheilt bin. Ich weiß selber auch, daß es mir seit der psychiatrischen Behandlung und mit den Arzneien besser geht. Aber nach den Analysen, die der Arzt macht, möchte ich Sie wenn möglich um einen Segen bitten, und auch darum, daß Sie mir als ständigen Schutz eine Halskette geben, wie sie die Katholiken tragen.»

Mein Widerstand war gebrochen. Noch einmal ging ich alle Leute durch, die ich bisher – vergeblich – zwischen Dieudonné und mich gestellt hatte. Ich war überzeugt, daß sie jetzt nicht mehr die tauglichen Werkzeuge waren.

Ich: Du bittest mich um einen Segen. Den verweigere ich dir nicht, aber ich möchte gern wissen, was dir ein Priester und was dir ein Segen bedeutet.

D.: Hier in Douala gibt es zuviel Magie. Man kann von irgendetwas angegriffen werden. Hätte ich ein von einem Priester gesegnetes Kettchen gehabt, so hätte mich das Verbrennen der Papiere nicht berührt.

Ich: Worin besteht denn für dich der Unterschied zwischen einem (mohammedanischen) *Marabu* und einem (christlichen) Priester? Auch ein *Marabu* kann dich ja gegen üble Einflüsse wappnen.⁴

⁴ Das hier und im folgenden gebrauchte Wort des Originalgesprächs ist stets *blinder* = *panzern*, schützen, immun machen (Anm. d. Red.)

D.: Ein *Marabu* kann das auch – aber... man muß immerhin an dessen Religion glauben.

Ich: Noch eine Frage. Warum kann nicht ein christlicher *Heiler* dich ebenso gut wappnen wie ein Priester?

D.: Er kann das natürlich, aber es wird nicht anhalten, da es ja Zauberkräfte gibt, die andere überbieten. Nombotes Lehrling hat mir das gesagt. Ich habe ihn gefragt: «Glaubst du, was mir kürzlich passiert ist, könnte mir nochmals passieren?» Er hat mir geantwortet: «Man kann dich natürlich dagegen wappnen, aber du mußt begreifen, daß ein noch stärkerer Zauber den unseren übertrumpfen könnte.» Die haben mich ja auch dagegen gefeit⁴, aber kaum war ich zu Hause, bin ich wieder der gleichen Krankheit verfallen.

Ich (auf der «Liste» der Instanzen fortfahrend): Zu welcher protestantischen Kirche gehörst du?

D.: Zur EPCA (Eglise presbytérienne camerounaise africaine).

Ich: Ihr habt doch Pastoren. Ihr habt sogar Pastoren, die Krankheiten heilen. Würdest du nicht besser zu ihnen gehen?

D.: Ja, ich verstehe. Aber die Pastoren unserer Kirche, sehen Sie, die sind nicht genau dasselbe wie die Priester der katholischen Kirche. Sie haben zwar Weihwasser, aber damit segnen sie nur die Kinder (?). Außerdem haben sie auch keine Medaillen und Kettchen, um die einmal gesegneten Kinder zu beschützen. Sehen Sie den Unterschied? Deshalb fallen die meisten Jungen der presbyterianischen Kirche irgendeinem Ding zum Opfer, so wie ich.

Ich: Eigentlich erzählst du mir hier dasselbe wie bei unserer ersten Begegnung. Du kommst zu einem Priester, weil du glaubst, er hätte eine besondere Macht. Du suchst ihn auf, damit er dir einen Schutz verleiht.⁴

D. (sehr offen): Ja.

Ich (im Verlangen, mich überzeugen zu lassen): Hat Jesus die Leute geheilt?

D.: Aber ganz bestimmt hat er die Leute geheilt.

Ich: Warum hat er sie geheilt?

D.: Weil er Mitleid mit ihnen hatte. Und weil sie sich ihm kund gemacht haben. Sie sind zu ihm gekommen, damit er sie heile. Da war eine alte Frau, die einen ihrer Söhne verloren hatte – wir haben ein Lied, das davon erzählt –; also hat sie sich auf den Weg gemacht, um Jesus von ihrem Unglück zu erzählen, und Jesus ist bei ihr vorbeigekommen und hat dem Kind befohlen, aufzustehen. Und das Kind ist von selber aufgestanden. Wenn diese Frau aber zu Hause geblieben wäre, so wäre das Kind tot, und alles wäre aus. Jesus konnte nicht wissen, daß diese Frau Kummer hatte. Als sie sich zeigte, da hat Jesus verstanden und ist ihr gefolgt.

Seit wir uns kennen, ist Dieudonné keinen theologischen Fingerbreit von seiner Ansicht über die Macht der Priester abgewichen. Auch sein Vertrauen ist unversehrt geblieben. Ich aber mußte umlernen. Es schien mir jetzt, nach dem vielen Suchen nach einem «Ersatz», daß die endgültige Heilung Dieudonnés von diesem Segen abhing, den er ohne Unterlaß mit einer entwaffnenden Beharrlichkeit forderte. Dies muß ich nun erklären.

Um zu genesen braucht man ein «Modell»

Ein von einer Neurose Geplagter wird sich erst gesund fühlen, wenn ihm genugtuendes Verständnis zuteil geworden ist. Auch seine Familie wartet darauf. Er ist innerlich befriedigt und auf bestem Wege zur Genesung, wenn der Arzt oder der Wahrsager ihm das *Modell seiner Krankheit* zeigt, das mit seinem dunklen Vorgefühl übereinstimmt oder das anderweitig Gehörte bestätigt. Natürlich bietet ein Aufschwung im Befinden die beste Garantie. Und das vom Heiler oder Arzt gelieferte Modell wird ganz besonders an Eindruckskraft gewinnen und sich vielleicht im Gemüt des Kranken (und bei seiner Familie) einprägen, wenn sein Zustand sich gleichzeitig bessert. Aber der physische Fortschritt genügt nicht, er muß von einer annehmbaren Darstellung der Krankheitsursache begleitet sein. Drei Elemente müssen also zusammenwirken, damit der Kranke von seiner Gesundung überzeugt sein kann: das bessere Befinden, seine eigenen Ansichten über die Krankheitsursache und das vom Arzt gehandhabte Modell. Diese

drei Elemente sind einander nicht fremd, sie entwickeln sich mit und ineinander. Wenn sie harmonieren, wird sich der Kranke für geheilt erklären. Sonst wird man wieder von vorne anfangen müssen. Ich kenne solche Kranke, die von Heiler zu Heiler irren (vom Spital gar nicht zu sprechen!). Ein Krankheitsmodell nach dem andern lassen sie sich vorlegen: «Hexerei», dann «Zorn der Ahnen», dann jenen Zauber, der der Kategorie von Madame Mylla entspricht und den man hier «maraboutage» nennt. Alles probieren sie aus, und, falls sich ihr Gesundheitszustand nicht bessert, beginnen sie verzweifelt den Rundgang in einer anderen Richtung.

Bei einer «Mißerfolgs-Neurose» spielt diese psycho-soziologische Dimension eine beachtliche Rolle. Dieudonné allerdings, so mußte ich erfahren, hatte die wichtigsten Modelle – sie sind nicht sehr zahlreich – bereits einer Prüfung unterzogen, bevor er sein Glück bei mir versuchte. Es wurde mir klar, daß er nach der Erfahrung der anderen Methoden den Segensritus gewählt hatte. Er hatte also schon Versuche angestellt und war zum Schluß gekommen, daß der Priester eher in der Lage wäre, ihn zu retten. Der ganze Leidensweg, den ich ihn nachher durchlaufen ließ, und alle noch einmal gestellten Fragen (ist es die europäische Magie? bei Nombote; ist es Hexerei? im Dorf; ist es eine Geisteskrankheit? beim Psychiater) waren ihm nicht neu. Der Zweck dieser Übung war vielmehr, mich selber zu überzeugen, daß der geforderte Segen ihn wirklich heilen könnte. Als ich mir dessen nach drei Monaten des Zögerns bewußt wurde, konnte ich nicht mehr ausweichen.

Ich stellte lediglich meine Bedingungen:

Ich: Ich bin bereit, dir den Segen zu geben. Aber dieser Segen wird nur dann nützen, wenn du dich unter anderem an zwei Bedingungen hältst. Daß du deinerseits mit Hilfe der Medizin dein Möglichstes tun wirst. Du darfst nicht einfach auf dem Stuhl sitzen und warten, daß Gott dich durch ein Wunder heile. Zweitens, wenn du uns Dinge verheimlicht oder Unwahrheiten erzählt hast, mußt du mir das jetzt sagen, oder der Segen wird unwirksam sein.

D.: Ich habe Ihnen eines noch nicht genau erklärt. Am Anfang, als die Papiere bei mir über der Türe lagen, hatte ich große Lust, bei Madame Mylla etwas zu bestellen. Wirklich große Lust. Ich habe sogar daran geglaubt. Aber nachher... im zweiten Trimester, als ich meine Durchschnittsnote 10 sah, da habe ich dann das Interesse ein wenig verloren. Und noch etwas. Der Junge, der mir die Papiere gegeben hat, trug eine Kette von Madame Mylla; diese Kette habe ich berührt.

Ein Heilungsritus

Die Vorbereitungen für den Ritus waren mühsam. Ich stellte ihn mit der gleichen (bereits informierten) Gruppe von Schülern zusammen. Sie schwankten selber, so spürte ich, zwischen Glaube und Kritik, und das zeigten auch gewisse mit überbordender Ungeniertheit eingebrachte Vorschläge von ihrer Seite:

- Sie müssen so tun als ob, so ein bisschen mystisch.
- Das Brevier ist die Magie der Priester. Ein paar Gebete lesen.
- Ich an Ihrer Stelle könnte das nicht tun. Wie die schlechten Heiler, die simulieren. Damit riskieren Sie doch, daß er gar nicht geheilt wird.
- Ohne Ihren Einfluß und Ihr Dazutun wird er nicht geheilt werden.
- Sie machen das viel zu kompliziert. Er will eine Geste und damit fertig.
- Sie haben Ihr Brevier. Sie nehmen ein nicht alltägliches Gebet. Nicht einfach ein Vaterunser oder Ave Maria.

Am Ende gelangten wir zu dem Beschluß, daß ich mich auf zwei Grundvorlagen stützen sollte. In der Bibliothek, wo wir manchmal die Messe halten, sei eine Wortliturgie mit dem Segensritus zu feiern und da hinein sollte ich das Ritual einbauen, das ich einmal bei einem Heiler namens Ntonga beobachtet hatte. Bei ihm zu Hause hatte ich tatsächlich an der Abschiedszeremonie für einen von ihm als geheilt erklärten Patienten teilgenommen. Gewisse Elemente dieser Liturgie schienen uns passend.

Man muß diesen kleinen Mann gesehen haben, wie er sich mit seiner roten Kapuze und dem viel zu langen weißen Hemd um seine Patienten dreht und wendet, den verbissenen Kampf zwischen den guten und bösen Kräften mit Faustschlägen und fletschenden Zähnen mimend und seine Patienten wie ein Würger an der Gurgel fassend (so weit wollte ich allerdings mit Dieudonné nicht gehen!). Die Wirkung der Kur hängt (nebst dem Gebrauch von Kräutern und Rinden) von der symbolischen Macht seiner Gesten, von seinem Einfluß und von seiner Überzeugung ab. Schließlich beendet er die Behandlung, indem er mit ansteckender Gewißheit erklärt, sein Patient sei nun kuriert. Er knüpft mit ihm ein Gespräch an, das er ohne Umschweife dahin führt, daß der Patient inmitten der allgemeinen Freude laut anerkennt, daß er sehr wohl geheilt sei. Ich wollte auch Dieudonné im Verlaufe eines abschließenden Dialogs dieser Art zu einem solchen Zugeständnis bringen (aber in der diskreten Atmosphäre der Bibliothek!).

Ich hatte es Dieudonné freigestellt, wen er zur Zeremonie mitbringen wolle. Er kam am vereinbarten Tag in Begleitung seines Bruders *Gabriel* und eines katholischen Kameraden desselben, namens *Emmanuel*. Während ich auf sie wartete, hatte ich den Tisch mit einem Tuch bedeckt und rechts eine Kerze, links das Kännchen mit Wasser und einen Zweig aufgestellt.

SIE KOMMEN, und ich weise sie an ihre Plätze. (Ich will die Kerze anzünden, das Zündhölzchen geht nur langsam an, das zweite auch. Eigenartiger Zufall. Dieudonné wirft mir einen verständnisvollen Blick zu. Ich nehme mir Zeit, und es gelingt mir – wie seinem Vater damals – erst beim dritten Zündhölzchen.)

– *Dieudonné, das erste Mal bist du gekommen, um Heilung zu erlangen, stimmt's?* – Ja.

– *Dieudonné, du warst krank, nicht wahr?* – Ja.

– *Und du erwartest auch alle Heilung von Gott, oder nicht?* – Doch.

Lasset uns beten: Herr, blicke mit Wohlgefallen auf diese drei jungen Leute...

Nach diesem einleitenden Dialog halte ich zwei kurze *Lesungen* mit Kommentar, die erste aus dem 9. Kapitel des Johannes-evangeliums, wo Jesus dem Blindgeborenen die Sehkraft zurückgibt. Die zweite, aus der Apostelgeschichte (Kapitel 14), gibt die Heilung des Lahmen und den Protest des Paulus wieder, als die Menge ihn mit göttlichen Ehren überschütten will. Ich will den Schülern damit in Erinnerung rufen, daß Heilen ein Erbe von Jesus her und daß Gott dessen Urheber ist.

(Während dieser Zeit ist Emmanuel konzentriert und ernst. Gabriel hingegen kann sein Lachen nur mit Mühe zurückhalten. Diese Art von Lachen, das auf Emotion zurückzuführen und eher Zustimmung ist, weiß ich allerdings von Kinderei zu unterscheiden.)

Dann gehe ich zum Wasserritus über. Ich erkläre ihnen das Symbol der Segnung als Erinnerung an ihre Taufe, die sie zu Brüdern dessen gemacht hat, der die Mächte der Dunkelheit bezwungen hat. Ich besprengte die drei Jungen mit dem tropfenden Zweig.

Lasset uns beten: Herr, du heilst...

Endlich lege ich ihm die Hände auf und erkläre dabei:

Dieudonné, du bist geheilt.

Dann, nach einer Pause:

Dieudonné, du bist wirklich geheilt, nicht wahr?

Er antwortet mir klar und sicher: *Ja* (Gabriel lacht).

Als wir dann zusammen ein Gläschen trinken, um die wiedergefundene Gesundheit zu begießen, fragte mich Dieudonné:

An unsere Leser

Dieser Bericht aus Kamerun, den wir nicht aufteilen wollten, sprengt in seinem Umfang den üblichen Rahmen der «Orientierung». Wir haben deshalb diese Nummer um vier Seiten erweitert. Dürfen wir hoffen, daß Sie diese «Gabe» als Bereicherung empfinden und sich gedrängt fühlen, das Empfangene weiterzugeben? Dann finden Sie vielleicht eine Gelegenheit, mit dieser Nummer die «Orientierung» an Menschen heranzubringen, die sie noch nicht kennen oder vielleicht (etwa vom Hörensagen) eine bestimmte Vorstellung von ihr haben, die gar nicht (mehr) zutrifft.

Zuerst liegt uns aber daran, daß Sie sich selber nicht durch den Umfang dieses Berichts davon abhalten lassen, mit der Lektüre zu beginnen. Tun Sie das nämlich, so wird es Ihnen gehen, wie allen Mitgliedern unserer Redaktion: Sie werden in einem Zug bis zum Ende lesen.

Ein zweiter Bericht

Bei uns geschah aber noch etwas anderes: Angetan von diesem ersten Bericht, lasen wir noch einen zweiten vom gleichen Verfasser (ebenfalls unveröffentlicht). Obwohl er noch etwas länger ist, fanden wir ihn noch spannender. Er handelt wiederum von einem Jungen, diesmal heißt er Jean Fotsing, aber im Mittelpunkt steht nicht mehr der Priester, sondern die eigene Mutter. Sie merkt, daß ihr Junge, der zu ihr aus der Stadt in die Ferien kommt, arbeitslos ist und will an ihm während zweier Tage einen Ritus vollziehen, damit er Arbeit finde. Der Junge aber, der sich bereits in der modernen städtischen Welt zu Hause fühlt, sträubt sich...

Khamsi – eine afrikanische Heilerin

Die Mutter nennt man in ihrer Sprache – nach einem berühmten Orakel – «Khamsi». Sie sieht den Grund der Arbeitslosigkeit ihres Sohnes in einem seelischen Trauma, das auf schwerwiegende Vorfälle zur Zeit des politischen Widerstands (der Vater von Jean wurde umgebracht) zurückgeht und eine Versöhnung der Familien im Dorf nötig macht. *Eric de Rosny* beschreibt nun nicht nur die Riten, die sowohl der kollektiven Versöhnung wie der individuellen Heilung des Traumas dienen, sowie die Reaktionen des Jungen: er spürt dem Geheimnis des Charismas der Khamsi nach. Er entdeckt darin eine religiöse Dimension, ein frühes Erlebnis, das ihm die Khamsi anvertraut...

Möchten auch Sie «Khamsi» kennenlernen?

Die afrikanische Heilkunst steht ob ihrer psychosomatischen und kollektiven Dimension heute im Mittelpunkt des Interesses von Psychiatern und Therapeuten der ganzen Welt, sie prägt die neuen afrikanischen Religionen und fordert auch uns – die Khamsi ist eine Christin – zu einem tieferen Menschsein heraus.

Unser Angebot

Wenn sich genügend Interessenten melden, möchten wir auch diesen zweiten Bericht ins Deutsche übersetzen. Wir beabsichtigen aber eher nicht – einen überraschenden «Ansturm» vorbehalten –, ihn auch noch in unserem Blatt zu drucken, sondern denken an eine *Vervielfältigung* (oder eventuell an eine Broschüre zusammen mit «Dieudonné»). Die vervielfältigte deutsche Ausgabe könnten wir voraussichtlich zu Fr./DM 7.— abgeben, bei einer größeren Auflage etwas billiger. Zum gleichen Preis sind wir auch sofort bereit, Interessenten das *französische* Original (25 Seiten) in *Fotokopien* zuzusenden.

Ihre Antwort ...

Bestellungen erbitten wir (mit der Aufschrift «Khamsi») an unsere *Administration*. Bitte geben Sie dabei folgenden an:

- Wünschen Sie auf jeden Fall den französischen Text in Fotokopie?
- Ziehen Sie die vervielfältigte deutsche Übersetzung vor? (wie viele Exemplare?)
- Gäben Sie einer Broschüre Khamsi und Dieudonné eine Chance und möchten Sie (z.B. für die Schule) eine größere Anzahl vorausbestellen?
- Sähen Sie «Khamsi» am liebsten in einer späteren Ausgabe der «Orientierung» (z.B. Dezember-Doppelnummer)?

... für uns ein Test

Ihrer Antwort, die für uns den Wert eines «Tests» hat, sehen wir gerne entgegen. Da wir nicht zuletzt aus Übersee ein besonderes Interesse erwarten, müssen wir für unseren Entscheid allenfalls auch noch diese Reaktionen abwarten.

Zum voraus dankbar

Ihre ORIENTIERUNG

– Und die *Medaille* – wann kann ich sie holen?

Ich hatte mit den Schülern diese Bitte erwartet, und wir hatten beschlossen, diese Sache nicht aufzubauschen, da Dieudonné ihr schon allzu viel Wichtigkeit beimaß:

Ich: Wann immer du willst. Aber das ist ja nicht unerlässlich. Wie in der Mathematik: keine notwendige und ausreichende Bedingung.

D. (im gleichen Tonfall): keine Bedingung «sine qua non».

Ein Schweigen. Und dann stellt Dieudonné, der offenbar auf diesen Augenblick gewartet hat, um sein Anliegen vorzubringen, die Frage:

D.: Geht es lange, wenn man sich wandeln will?

Ich: Sich wandeln?

D.: Ja, katholisch werden.

Ich (nach einem Schweigen): Warum willst du denn katholisch werden?

D.: Es hat gewisse Vorteile. Man kann oft kommunizieren, wie ich sehe. Man kann beichten. Aber ich habe einen Fehler begangen.

Ich: Was denn?

D.: Ich habe meinen Beitrag nicht bezahlt.

Jetzt bin ich, zugegeben, ziemlich verblüfft. War er vielleicht in einer Pfarrei, falls es noch so eine gibt, die das Vorzeigen einer Quittung verlangt, bevor man die Absolution erhält? (Als ich später in meiner Klasse von dieser Heilungsliturgie erzählte, meinte ein Schüler, in einer gewissen Pfarrei der Stadt seien am Karfreitag jedem, der die Füße des Kreuzifixes küssen wollte, 50 francs abverlangt worden.)

Ich: Wo denn?

D.: In der Pfarrei St. Paul.

Ich (aufatmend): Du hast einen Fehler begangen, aber nicht den, den du meinst. Was soll das heißen, in einer katholischen Kirche zu beichten und zu kommunizieren, wenn du doch protestantisch bist? Und was wird denn deine Familie dazu sagen, wenn du katholisch wirst?

D.: Für sie bin ich schon katholisch (Gabriel stimmt zu und lacht). Sie halten mich für katholisch. Jeden Sonntag gehe ich in St. Paul zur Messe.

Ich: Seit wann?

D.: Seit ich aus dem Dorf zurück bin.

Ich: Es würde mich ja freuen, wenn du katholisch würest, aber wir suchen doch zu ergründen, was Gott mit dir vorhat. Wir müssen wirklich wissen, warum du katholisch werden willst.

Ich schrieb diese Unterredung auf und erzählte sie am nächsten Tag den Schülern. Sie verhielten sich sehr zurückhaltend, wie einige ihrer Aussprüche zeigen:

- Die Idee, katholisch zu werden, stammt nicht von ihm. Sein Vater hat ja gesagt: «Wenn Sie ihn heilen, nehmen Sie ihn!»
- Er will aus Selbstinteresse katholisch werden, um sich gegen einen Rückfall abzusichern.
- Vor der Ankunft der Missionare hatten wir eine Religion mit Riten, die dem Katholizismus ähnlicher war als dem Protestantismus.
- (Einer jedoch:) Im Neuen Testament kommt es vor, daß Jesus einen Kranken heilt und ihn bekehrt, da ist doch nichts Schlimmes dran.

Ich war also gewarnt. Eine ihrer Bemerkungen ließ ich mir später während einer Reise in Nigeria von einem Bischof der Ibo bestätigen, der mir erklärte, daß ihr religiöses Bedürfnis nach bedeutungsvolleren Riten offensichtlich ein Grund für die Massenbekehrungen der Vorfahren seiner Diözesanen zum katholischen Glauben war. Hatte mir nicht soeben Dieudonné als ersten Beweggrund seines Schrittes sein Verlangen nach häufigem Sakramentenempfang angegeben?

Heilen heute

Es ist mir endlich aufgegangen, daß Dieudonné ohne den verlangten Segen noch lange unbefriedigt, unruhig und neurotisch geblieben wäre, und ich habe mich ins Unvermeidliche fügen müssen. Wahrscheinlich hat meine Intervention das Übel nicht mit der Wurzel ausgerissen, und Dieudonné wird solchen Krisen weiterhin ausgeliefert bleiben, solange er zum Beispiel sein Examen nicht bestanden hat oder es innerhalb seiner Familie nicht zu einem erwachsenen Verhalten bringen kann. Es liegt am Psychiater, die Ursachen der «Mißerfolgs-Neurose» zu entdecken. Ich glaube jedoch, daß die religiöse Zeremonie eine Periode gestörten Gleichgewichts zu Ende gebracht hat. Hätte ich nicht an den Erfolg geglaubt, so hätte ich das Experiment gar nicht unternommen.

Dieudonné hat mir soeben meine Vermutung unter dramatischen Umständen bestätigt. Sein Vater und sein Bruder Gabriel sind bei einer Schlägerei im Quartier schwer verwundet worden, vor allem der Junge, der dann wegen Milzruptur operiert werden mußte. Ich erzählte diese neue Dieudonné zugestoßene Widerwärtigkeit dem Psychiater, der dem Segensritus zugestimmt hatte. Er sagte mir: «Das wird die Sache nicht besser machen!» Nun hat Dieudonné aber die Verantwortung zu Hause und im Spital auf sich genommen. Er wollte Blut spenden, hat sich um seine Mutter gekümmert, hat die Verwundeten täglich besucht und ist der Situation absolut gewachsen. Es wird sich später herausstellen, ob die Genesung vollständig ist.

NEHMEN WIR ALSO AN (bis das Gegenteil bewiesen ist), Dieudonné sei geheilt. Ich kann nun gelassener über das urteilen, was in mir selber vom ersten Zögern an bis zum Tag der Entscheidung vorgegangen ist. Die Notwendigkeit, auf die im Evangelium beschriebene elementarste Weise zu handeln, jene Weise, die Dieudonné mit «Jesus hat aus Mitleid geheilt» beschrieb, hat mich gezwungen, meine theologischen Skrupeln zu unterdrücken. Ich bleibe einem Dieudonné gegenüber zurückhaltend, der unerschütterlich an meine außerordentlichen Kräfte glaubt und den ich auch noch wider Willen in seinem Glauben bestärkt habe.

Andererseits konnte ich doch gar nicht anders und mußte den Knaben heilen... sogar im Namen der Theologie. Habe ich kehrt gemacht, gibt es Widersprüchliches in meinem Verhalten, oder nur eine Entwicklung? Was ist geschehen?

Ich glaube, den normalen Vorgang der christlichen Dialektik zu erkennen. Das, was geschieht, läßt immer wieder die Theologie auseinanderbersten, weil das Christentum vor allem Leben und weniger ein logisches Lehrgebäude ist. Ich möchte behaupten, daß dieses Auseinanderbersten nicht den Tod der Theologie bedeutet, sondern ihr Gelegenheit gibt, sich zu erneuern. Was ist denn eigentlich christliche Theologie? Sie ist ein zusammenhängendes (und als solches durch die Kirche anerkanntes) «Lesen» (Verstehen) der Bibel durch Gläubige, die *kulturell geprägt* und geschichtlich geartet sind. Erkennen wir diesen letzten Gesichtspunkt nicht an, so kapseln wir uns ab. Die Gläubigen, d.h. die Theologen, müssen ständig zur Heiligen Schrift zurückkehren, um angesichts von unerhörten Geschehnissen ihr Verhalten vom Geist des Evangeliums leiten zu lassen. Das überraschende, erschütternde Ereignis, welches verhindert, daß sich die Theologien je für universal und endgültig erklären, ist gleichzeitig ihre Triebkraft.

So hat sich Dieudonné mit seiner stillen Halsstarrigkeit gegen meine Theologie gestemmt. Die Priester heilen. Er zwingt mich, der ich aus einem Lande komme, wo es Wundertäter kaum noch gibt (man aber Zauberpriester noch zu schätzen weiß), diese für mich neue Tatsache anzuerkennen. In seinem Lande ist der Glaube an die Macht der Priester noch derart, daß er therapeutische Wirkungen erzielen kann. Soll ich diese auch noch so kleine Macht auszuüben ablehnen, unter dem Vorwand, damit würde man sich an der Zuständigkeit des Psychiaters oder des Heilers vergreifen, oder man müsse Psychologie und Glaube auseinanderhalten, als ob nicht beide von Gott wären? Ich kenne das Gegenargument: Der in der Schule angelebte kritische Sinn und der neue Glaube an die Technik würden «übernatürliche» Kräfte verbannen. Hierzulande spielt der Desakralisationsprozeß noch keine so große Rolle, als daß er den Glauben des Volkes an die Macht der Priester tieferschürfend verändern könnte. Ich arbeite schließlich nicht für eine nur vorgestellte Gesellschaft.

Dieudonnés Theologie wird sich nach unserer Begegnung auch entwickeln. Ich hoffe, ihm behilflich sein zu können, die neuen Kenntnisse, die er sich in der Schule aneignet, und seinen Glauben in Einklang zu bringen. An Gelegenheit wird es mir nicht fehlen, da wir überein gekommen sind, uns einmal in der Woche zu treffen; so soll er sich, wenn er dabei bleibt, auf den Katholizismus vorbereiten, und so soll ich ihm bei seiner «Wandlung» helfen. Das wird nicht leicht sein. Ist nicht seine Auffassung von der religiösen Macht die Quelle aller übrigen Zweideutigkeiten? Ich riet ihm unter anderem, die Arzneien des Psychiaters auch weiterhin einzunehmen, weil das der Wille Gottes sei: alle Mittel in unserer Reichweite anzuwenden, um einen Rückfall zu verhindern. Ich bat ihn, das zu wiederholen, denn ich wollte ganz sicher sein, daß er richtig verstanden habe; ich war mir ja bewußt, damit den wunden Punkt in seiner Theologie zu berühren. Er konnte meine Formel nicht wiederholen und sagte im Gegenteil: «Gott will, daß wir an ihn glauben, sonst wird alles, was wir unternehmen, nichts nützen.»

Besteht hier ein Widerspruch? Versuchen wir nicht beide, über die gleiche Wirklichkeit zu sprechen, die uns je nach der Eigenart unserer Geschichte und unserer Kultur unter verschiedenen Gesichtspunkten erscheint? Dieser erste Wortstreit zwischen uns erinnert mich an eine versöhnende Formel, die *Ignatius von Loyola* zugeschrieben wird. Ich will sie mir als Leitfaden für meine Katechese aneignen und werde sie vielleicht eines Tages Dieudonné mitteilen. Sie ist eigentlich unübersetzbar, derart verwirrend und doch präzise vermischt sie die Anstrengung des Menschen und die Hilfe Gottes, ohne dabei das eine oder andere hintanzusetzen:

«In deinem Vertrauen auf Gott sei so tätig, als wenn Gott nichts, du alles tun müßtest. In deiner Tätigkeit sei so voll Gottvertrauen, als wenn du nichts, Gott alles tun müßte.»⁵

Eric de Rosny, Douala/Abidjan

Übersetzung A. Fonseca/W. Heierle/L. Kaufmann

⁵ «Haec prima sit agendorum regula: sic Deo fide, quasi rerum successus omnis a te, nihil a Deo penderet; ita tamen iis operam omnem admove, quasi tu nihil, Deus omnia solus sit factururus.»

Buchbesprechung

Johannes Schwarte: Gustav Gundlach S. J. (1892–1963). Maßgeblicher Repräsentant der katholischen Soziallehre während der Pontifikate Pius' XI. und Pius' XII. München, Paderborn, Wien: F. Schöningh 1975. 663 S. DM 64.— (=Abhandlungen zur Sozialethik, 9).

Seit einigen Jahren mehren sich die historischen Arbeiten über die Entwicklung der kath. Sozialbewegung des vergangenen Jahrhunderts, die hervorragenden Gestalten, die Entwicklung der Soziallehre, ihre Vertreter, deren Hintergründe und geistesgeschichtlichen Fundamente. In die Reihe dieser Bücher gehört auch die vorliegende, nicht nur umfassendste, sondern wohl auch sorgfältigste Arbeit. Der Verfasser verhehlt nicht seine Bewunderung für Tiefgang und Konsequenz der Soziallehre, wie sie von P. Gundlach S. J. gepflegt, neu durchdacht, mit Kraft und Mut, unangefochten durch die Einwände und Mißverständnisse der Gegner, vertreten wurde, opportune – importune, zum Teil in eigenen mündlichen und schriftlichen Darlegungen, in steigendem Maße aber auch als maßgeblicher Berater besonders Papst Pius' XII. durch zwei Jahrzehnte hindurch.

Obwohl P. Gundlach durch vielfältige Beanspruchung als Professor, Redner und Ratgeber, wohl aber auch durch widrige Zeitumstände auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften daran gehindert wurde, ein größeres systematisches Werk zu verfassen, stellt sich das Lebenswerk, zum großen Teil von seinen Schülern und Nachfolgern Prof. W. Weber (Münster) und Prof. A. Rauscher S. J. (Augsburg) in zwei großen Bänden («Die Ordnung der menschlichen Gesellschaft», Köln 1964) gesammelt und systematisch geordnet, in imponierender Weite, Konsequenz und Tiefe dar. Dem Verfasser der neuen Monographie standen aber außerdem eine Reihe unveröffentlichter Manuskripte und Archivalien sowie mündliche Interviews guter Bekannter des Verstorbenen zur Verfügung.

P. Gundlachs Denken und Lehren war geprägt durch seine Herkunft aus großbürgerlichem Haus in der Nähe von Frankfurt a. M., seine Studien in der Gesellschaft Jesu, insbesondere durch seine Lehrer P. Heinrich Pesch S. J., Werner Sombart und Adolf Wagner in Berlin, vielleicht

aber noch mehr durch Suarez und Duns Scotus und durch die Auseinandersetzung mit dem Neukantianismus des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts, mit der Wertphilosophie Heinrich Rickerts und Wilhelm Windelbands sowie mit dem Theologen Albrecht Ritschl. Eine gewisse «neukantianische Blickverengung» sei insbesondere in den späteren Jahren bei Gundlach unverkennbar, schreibt Schwarte, wohl mit Recht.

Schwarte ist unbefangen genug, sowohl die Größe wie die Grenzen des Gundlachschen Denkens zu erkennen und anzuerkennen. Die Größe: Gundlach drängt unerbittlich darauf, von opportunistischen, wenn auch noch so wohlgemeinten Gedankengängen und Aktionen loszukommen und zu den Grundlagen, Kerngedanken und Konsequenzen der Systeme und «Bewegungen» vorzustößen – und entsprechend zu handeln. Seine Grenzen: Seine Überbetonung des Individuums und seiner Freiheit, die Gefahr laufen, gerade durch die Überspitzung dem höchst ungewollten Kollektivismus den Weg zu bereiten; die totale Ablehnung auch der berechtigten (wenn auch ebenso überspitzten) Anliegen der Neukantianer; die Unterbetonung der gemeinschaftlichen Solidarität mit ihren Pflichten und Rechten. Hinzuzufügen wäre der mangelnde Sinn des Metaphysikers für die geschichtliche Entwicklung und ihre Gesetze, die wahren Probleme der Industriegesellschaft, der Frauenbewegung, der wachsenden Freizeit, der Strukturveränderung in Familie und Ehe, der internationalen Verflechtung. Schwarte sieht klar, wie Pius XII. bei all seiner überragenden Intellektualität nicht nur die theologische, sondern auch die soziologische Auseinandersetzung und Entwicklung im katholischen Raum allzu früh blockiert und dadurch sterilisiert und viele lebendige Kräfte gehindert und lahmgelegt hat, was später notwendig zu dem bekannten «Dammbruch» führen mußte.

Auf dem sozialen Gebiet fehlt uns leider bis heute eine wirkliche Theorie der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung, wie sie Hegel und Marx, wenn auch zum Teil auf unannehmbaren Grundlagen und Konsequenzen, geboten haben. Die Faszination, die der Marxismus auf so viele Entwicklungsländer ausübt, beruht nicht zuletzt darauf, daß er eine solche ausgebaute Theorie der Weltentwicklung und insbesondere der Industriegesellschaft bietet, der weder auf liberaler noch auf katholischer Seite irgend etwas Vergleichbares gegenübersteht.

Schwarte, dem nun unvergleichlich mehr Quellen zur Verfügung standen, konnte die Beurteilung des Lebenswerkes Gundlachs, die vor mehr als zehn Jahren in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde (Orientierung 21 [1957], 27 [1963], 29 [1965]), in allen wesentlichen Punkten nicht nur bestätigen, sondern auch ausdrücklich übernehmen. Darüber hinaus aber bietet Schwarte eine Menge Material und besonnene Urteile über die Entwicklung der christlichen Soziallehre und Sozialbewegung vor allem in den Jahrzehnten 1930–1960. Besonders hervorzuheben sind die sorgfältigen Quellenangaben und die Zusammenstellung der einschlägigen Literatur sowie die ausführlichen Register am Ende des gewichtigen Bandes, die ihn zu einem unerläßlichen Nachschlagewerk für diese Fragen machen. Besonders Gundlachs ausführlich dargestellte Gedanken über die Philosophie der Personalität, der Gesellschaft, des Solidaritäts- und des Subsidiaritätsprinzips sind ob ihrer Tiefe und logischen Kohärenz auch heute noch lesens- und bedenkenswert, obwohl wir die Zusammenhänge und Akzente besonders bezüglich der Gemeinschaft heute etwas anders, weniger einseitig vom Individualismus her, sehen als Gundlach. Insofern wird man wohl sagen müssen, daß G. Gundlach, ähnlich wie Pius XII., eher am krönenden Abschluß als am risikoreichen Neubeginn einer Epoche steht.

J. David

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

Bestellungen, Abonement: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postscheck 80-27842 – Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 «Orientierung», Zürich – Österreich: Postscheck Wien Nr. 2390-127 «Orientierung» Zürich – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: sFr. 27.— / DM 27.— / öS 185.— / Lit. 7300 / FF 50.— / US\$ 12.— / übriges Ausland: sFr. 27.— + Versandkosten.

Halbjahresabonnement: sFr. 15.50 / DM 15.50 / öS 100.— / übriges Ausland: sFr. 15.50 + Versandkosten.

Studentenabonnement: Schweiz sFr. 18.— / Ausland: DM 18.— / öS 110.— / Lit. 4500 / übrige Länder: sFr. 20.—

Gömmernabonnement: sFr./DM 35.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonementen in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: sFr./DM 1.70 / öS 10.—

Glauben heute

Theologische Kurse für Laien (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der Theologie für Damen und Herren mit Matura, Lehr- und Kindergärtnerinnenpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Luzern sowie Fernkurs.

Beginn der Vorlesungen: Oktober 1975.

Anmeldeschluß: 30. September 1975.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen:

Sekretariat TKL, Postfach 280, Neptunstraße 38, 8032 Zürich
Telephon 01 / 47 96 86